Berlin, den 24. August 1901.

Tote Männer.

Drei Männer, die den Ministertitel getragen und von denen zwei mit dem Titel auch politische Macht gehabt hatten, sind im Lauf der letzten Wochen gestorben: Francesco Crispi, Desider Szilagyi und Robert Bosse. Ueber Crispi ist hier oft geredet worden, wird, wenn seine Tagebücher veröffentlicht sind, vielleicht auch schon früher, noch geredet werden. Ein Banditentemperament, ein zäher Wille zur Macht, dem der Zweck jedes Mittel heiligte, und eine in ihrer Wildheit manchmal fast erschreckende politische Leidenschaft schufen vereint eine Mischung, die interessant, aber höchst gefährlich war. Crispi fühlte sich als den providentiellen Mann, der bestimmt sei, Italien das Heil zu bringen. Er verwechselte die eigenen Bedürfnisse mit denen des Vaterlandes. Weil er stärker war, erfahrener, von weiterem Blick und flinkerer Auffassung als die mittelwüchsigen Leute, die neben und nach ihm Minister hießen, wähnte er, ohne ihn könne Italien nicht leben und ihm sei, als der Heimath letztem Hort, Alles erlaubt, — Alles, mochte es nach den Begriffen der Alltagssittlichkeit auch Niedertracht und Verbrechen sein. Dabei braucht man noch nicht einmal an sein Privatleben zu denken, an seine unsaubere Versippung mit Bankdieben und Börsenpiraten: antisozial, also verbrecherisch, war auch seine Politik, sein megalomanisches Mühen, das schlecht geeinte Königreich in die vorderste Reihe der Großmächte zu rücken, und der schnöde Schwindel, den er in Afrika trieb. Wenn er einen parlamentarischen Effekt brauchte, heischte er von den Kolonialfeldherren gefälschte Siegesdepeschen und scheute sich nicht, seiner Eitelkeit ganze Regimenter zu

opfern. Wenn er sich dem König als Schützer der Dynastie empfehlen wollte, kam es ihm nicht darauf an, durch Inszenirung von Straßenaufständen und Attentaten das reizbare Volk in Krämpfe zu schrecken. Statt in stiller Arbeit vom Süden, dem er entstammte, nach dem Norden eine Brücke zu schlagen, die Lebensbedingungen und Bedürfnisse der verschiedenen Regionen zu erforschen und dem Reich den Gewinn der modernen Industriekultur Europas zu sichern, trieb er eine eben so glänzende wie unsinnige Politik der gloire und des Prestige nach dem Muster des kleinen Napoleon, der immerhin aber noch eine ernsthaftere, zur Erfassung politischer Aufgaben fähigere Gestalt war als der Sizilianer. Was für Louis Napoleon der mexikanische, war für seinen Epigonen der abessinische Feldzug: ein frivol gewähltes Mittel, die Gährung des Volksgeistes nach außen zu lenken, die murrende Menge über die Grenze zu hetzen. Das Werk des vom Genie bedienten Ehrgeizes hat Taine die Lebensleistung Bonapartes genannt, des Ersten, der den Korsennamen in die Weltgeschichte schrieb. Crispis Ehrgeiz war nur vom Talent bedient, von einem unruhvoll irrlichtelirenden Geist, der immer neue Wege zur Macht suchte und fand. So verschieden das Wesen beider Männer war: man muß an Gladstone denken, wenn man in der neusten Geschichte nach dem Beispiel eines Ministers späht, der, während er weltberühmt wurde, seinem Lande solches Unheil heraufbeschwor. An Gladstone, den Demokraten, der dem Demos das Wahlrecht versagte; an Gladstone, den frommen Gottesmann, der Alexandrien bombardiren ließ; an Gladstone, den Mehrer des Reiches, der, um sich neuen Anhang zu werben, den Iren die des Reiches Einheit zerreißende Hoffnung auf Homerule gab und, um seinen hageren Puseyitenhals aus einer gefährlichen Schlinge zu ziehen, durch eine ruchlos leichtfertige Politik die ganze südafrikanische Misere über Großbritannien heraufbeschwor. Nicht ihm freilich, der, trotz oder wegen der Aehnlichkeit ihres Wirkens, den Signor Francesco, als einen libertin, recht unfreundlich zu beurtheilen pflegte, hat man den Sizilianer verglichen: den italischen Bismarck hat man ihn genannt. Auch Crispi hatte einen buschigen weißen Schnurrbart, einen vorn kahlen Schädel, ein leuchtendes, leicht im Zorn aufloderndes Auge. Damit aber war die Aehnlichkeit erschöpft; und in dem Auge des Mannes aus Ribera sah Niemand je ein Fünkchen menschlicher Güte aufglimmen. Selbst der Todfeind müßte zugeben, daß Bismarck stets eine Sache gewollt hat; hätte er sich nur gewollt, nur die Macht zu bewahren gewünscht, er wäre in den Sielen gestorben, als kämpfender Kanzler: er brauchte zu Allem nur Ja zu sagen und gelassen stehen zu bleiben,

bis der jähe Impuls vorüber, ein neues Interesse erwacht, zu neuen Ufern die Kahnfahrt begonnen war. Deutschlands erster Kanzler hatte eine Weltanschauung, die Manchem rückständig, Manchem unheilvoll scheinen mochte, von deren Richtunglinie der Starke aber, ohne persönlichem Vortheil, ohne der Popularität jemals nachzufragen, nie wankte noch wich. Crispi hatte nur die eine Ueberzeugung: daß es besser ist, Ministerpräsident zu sein als Advokat, bequemer und einträglicher, am Zoll zu sitzen und reich zu werden, als mit anderen beredten Robenträgern um fette Honorare zu raufen. Eines Staatsmannes Lebensleistung muß, wie eines guten Dramas Inhalt, in einem Satze zu resumiren sein. Wo ist das Lebenswerk Francescos Crispi? Hat ers vollbracht, als er neben Mazzini und unter Garibaldi gegen die Bourbonenherrschaft kämpfte, bei einem Bankier erst und dann bei einem Bombenfabrikanten in die Lehre ging? Als er, an der Schwelle der Fünfzig, nicht mehr also im Frohgefühl holder Jugendeselei, ein für Alle gleiches Wahlrecht, Ministerverantwortlichkeit, billiges Brot, Bürgermiliz statt des stehenden Heeres und andere demokratische Reformen mit zürnender Tribunenstimme verhieß? Als er, um in gute Gesellschaft zu kommen, geistlos und ganz von Bismarcks suggestiver Kraft hypnotisirt, Robilants Dreibundvertrag abschrieb und, was für eine bestimmte Stunde gedacht, nur für diese Stunde nöthig und nützlich war, zum Schaden Italiens verewigen wollte? Als er das erythräische Abenteuer, die That eines Tollen, unternahm? Oder gar, als er gegen die proletarischen Genossenschaften das Volksheer mobil machte und — der alte skeptische Gauner, dem nie ein Gott gesprochen hatte! — zum Kampf für Religion, Sitte und Ordnung rief, in Neapel, wo er eben einem betrügerischen Bankdirektor eine halbe Million als persönlichen Tribut abgepreßt hatte? Arm, muthlos, ohne den alten Ruhm militärischer Tüchtigkeit, wirthschaftlich morsch, von Parteiwuth zerklüftet, vom sickernden Eiter der Korruption zerfressen, fast völlig schon rebarbarisirt ließ er sein Land, als ein dies irae, dies illa des neunzehnten März 1896, Favillas Zuhälter wegfegte. Energie und Talent darf man ihm nicht absprechen, ihn nicht zu den Kleinen werfen. Kein Bismarck, aber in größeren Verhältnissen ein Stambulow, ein Mann, der mit ungewöhnlicher Fähigkeit und Willenskraft immer that, was er gerade nicht thun durfte, die Lebensbedingungen und Lebensbedürfnisse seines Volkes immer verkannte. In jedem Beruf hätte er sich durchgesetzt, seinen Willen zur Macht ans Ziel geführt; und es war nicht nur spaßhaft gemeint, als der fromme Satiriker Albertario, der in dem Riberesen den Rationalisten und Freimaurer haßte,

schrieb, Crispi wäre, wenn ein Zufall ihn in die Laufbahn des Klerikers gedrängt hätte, eines Tages vielleicht Papst geworden. Warum nicht? Auf Petri und Borgias Stuhl ist gut ruhen, ist für den Skrupellosen noch mehr zu verdienen als in der Konsulta; und Donna Lina hätte sich gegen hohen Lohn mit der Rolle der illegitimen Päpstin begnügt. Und konnte er nicht Alexander sein, der Luftseuchenheilige: warum nicht John Law oder Rinaldini, Cornelius Herz oder Fra Diavolo? Der Kranke von Bournemouth war ja sein lieber Freund gewesen; und als Fra Francesco in Italien fertig war, konnte auch er sich, wie Sardous politischer Advokat Rabagas, sagen: Für meines Geistes Saat ist dieses Feld zu klein; ich muß nach Paris. Im Paris der Panamisten hätte sein Weizen geblüht, hätte man ihm noch mehr Leichen verziehen als die Cavallottis, Baratieris und der niedergeknallten lavoratori. Aber mit den Franzosen hatte er sich unklug verzankt, weil er nicht begreifen wollte, daß Italien auf Frankreich angewiesen, der Bund der lateinischen Völker aus tieferer Wurzel erwachsen ist als ein künstliches Diplomatengebilde. Dieser Irrthum führte ihn in den Zollkrieg, in dem nicht Italien nur, in dem der Dreibund geschlagen wurde; und ein nicht minder gefährlicher Wahn, die gewissenlose Ueberschätzung der wirthschaftlichen und wehrhaften Kraft des Vaterlandes, riß ihn bis nach Adua und Abba-Karima. Längst schon, ehe es so weit kam, hörte ich aus Bismarcks Munde das Wort: „Ich fürchte, die erythräische Geschichte bricht dem armen Crispi den Hals". Und Bismarck war damals ein den Geschäften entrückter Privatmann. Doch der Sizilianer kämpfte um seines Namens Glorie, kämpfte als ein Korsar, dems um die Beute geht und der heute nicht bedenkt, was morgen sein, morgen vergessen wird, was gestern war ... Unsere Offiziellen haben den Toten höchlich geehrt, Graf Bülow, ders von Minghetti her doch besser wissen konnte, hat ihn in schwacher Stunde sogar einen „opferwilligen Patrioten" genannt. Als der Lebende mit seinem König im Mai 1889 nach Berlin kam, schenkte der Kaiser ihm eine Photographie mit der Widmung: A gentilhomme gentilhomme, à corsaire corsaire et demi. Ganz bestürzt lief der Empfänger mit dem Bild ins Auswärtige Amt, dessen Leiter Mühe hatte, dem Zweifelnden die Gewißheit zu geben, daß Wilhelm der Zweite ihn für einen Gentleman, nicht für einen Korsaren halte. Unter dem Orangebande des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler verharschte die Wunde dann bald.

* * *

Auch Szilagyi war, wie Crispi, Rechtsanwalt gewesen, ehe er Minister wurde. Aber seine Praxis war kleiner; und der stolze Magyar hatte wohl nicht das behende, nie von des Gewissens feiger Farbe angekränkelte Talent, das ihn als Anwalt der Macht empfohlen, ihm die faulsten und deshalb zur Ausbeutung geeignetsten Kunden zugeführt hätte. Vielleicht schützten die auskömmlichen, immerhin aber begrenzten Verhältnisse, in denen er erwuchs, ihn vor der Gewöhnung an einen Lebensluxus, die so oft schon Politikern Unheil gebracht hat. Er ist sechs Jahre lang ungarischer Justizminister gewesen. Ueber seine Thätigkeit ist nicht viel zu sagen. Denn die Kulturkampfgesetze, als deren Urheber er gepriesen wurde, hätte jede liberale Null nach berühmtem Muster zu ersinnen und durchzubringen vermocht; und kein Nüchterner wird die Behauptung wagen, bei diesem Kampf gegen Klerus und Kirche sei für die Kultur des ungarischen Globus Wesentliches herausgekommen. Es war das alte Gesellschaftspiel, mit dem, von Falk bis auf Waldeck-Rousseau, der unfruchtbar gewordene Liberalismus recht häufig schon den Völkern die Zeit zu vertreiben und sie von der Erörterung wichtigerer Dinge abzuhalten gesucht hat. Man thut, als sei die Herrschaft der Klerisei — die in Wirklichkeit von der moderneren Macht des Kapitalismus längst aus der Belctage der Frohnburg verdrängt ist — die schlimmste aller sichtbaren Gefahren, und sammelt die Menge, deren Muthwille sich sonst am Ende gar mit sozialen Rechtsfragen beschäftigen könnte, um das lichte Banner der wider römische Finsterniß fechtenden Freischaar. Nicht Alle, die zu solcher Fehde ein Fähnlein führen, sind bewußte Trüger; überall giebt es gute Ideologen und schlechte Politiker, die gläubig darauf schwören, der Krieg gegen den schwarzen Feind sei die beträchtlichste Aufgabe im Bannkreis bourgeoiser Weltordnung. Zu ihnen mag Szilagyi gehört haben. Er sah um sich und fand Alles gut: die freche Magnatentyrannis, das sorgsam einer winzigen Minderheit Privilegirter vorbehaltene Wahlrecht und eine jeder Jungfernscham ledige Korruption, der Stimmenkauf so natürlich schien wie die Veruntreuung öffentlicher Gelder. Wurde der Skandal zu groß, wie unter Tisza und Banffy, dann ließ der Freund Apponyis seine pathetische Beredsamkeit tönend durchs Land rollen und rügte, daß es schließlich doch besser wäre, wenn in den Kammern nicht nur Bankdirektoren, Aufsichträthe und Industrieparasiten säßen. Sonst blieb er ruhig und rührte sich auch nicht, wenn die Staatsraison gebot, Nationalitäten zu zertreten und hungernde Proletarier niederzuschießen. Zornig wurde der Mann, der sich nicht scheute, der Kollege der Herren Tisza und Wekerle zu heißen, nur, wenn ihn die pa-

pierne Verfassung und die Freiheit der Glaubenslehre bedroht dünkte. Dann konnte er so wild werden wie in der Dekabristenzeit die bewaffneten Mushiks, die mit Barbarengebrüll nach einer fabelhaften Constitutio langten. Also ein wirthschaftlich blinder Musterliberaler, wie er im ABC-Buch für freisinnige Wähler steht. Und dennoch so berühmt, von Arpads Söhnen so hoch, fast bis zur Sonnenhöhe der Legendenhelden, erhoben? Ein Mann, der nie einen schöpferischen Gedanken gehabt, nie seinem Volk zu einem neuen Ziel auch nur den schmalsten Fußpfad gebahnt hat? Woher, wofür solchen Ruhmes Glanz? Die Antwort ist einfach und muß Jeden doch, der die besondere Farbe magyarischer Kultur nicht kennt, überraschen: Desider Szilagyi war ein ungarischer Politiker und ein ehrlicher Mann. Er war sechs Jahre Minister und drei Jahre Kammerpräsident und ist nicht gekauft, nicht ein einziges armes Mal bestochen worden. Staunend blickten auf ihn die Parteigenossen, staunend schaute auch aus anderen Lagern die ehrenwerthe Magnatenschaft zu solchem sonderbaren Schwärmer empor. L'incorruptible war er, der zu der Rolle eines Robespierre doch gar nicht das Zeug hatte; und ein unlösbares Räthsel schien, was er denn eigentlich auf der politischen Galeere wolle, da Niemand ihn doch je bei der Zuckerbüchse, den Pökeltonnen noch an der Schatulle des Zahlmeisters sah. Ist solche Genesis eines übers Grab fortwirkenden Lebensruhmes nicht allerliebst und beleuchtet sie nicht mit grellem Schein eines ganzen Sumpflandes Kultur? Ueber den Durchschnittsliberalen Szilagyi, den Verfassungwächter und Pfaffenbefehder, durfte man schweigen; der Mann, der berühmt wurde, weil er kein feiler Schuft war, mußte erwähnt werden. Auf seinen Grabstein hat das ritterliche Transleithanien in hymnischer Hochstimmung eine unvergeßbare Selbstanzeige geschrieben. Wie leicht wäre dem Gatten der Donna Lina Barbagallo das politische Leben geworden, wenn seine Wiege, statt in Ribera, in Debreczin gestanden hätte! Im Italien des Panamino wurde ihm die „moralische Frage" gestellt; seinem Ideal wäre das Land reif gewesen, wo ein Minister angestaunt wurde, weil er nicht stahl.

* * *

Vorüber ist das alte Jahr!
Obs fröhlich Dir, obs traurig war,
Ob Du geweint, ob Du gelacht,
Ob Du geschlummert, ob gewacht,
Ob Du die Zeit genützet hast
Oder vergeudet und verpraßt,

Das Jahr, das einst so lang Dir schien,
Vorüber rauscht' es, hin ist hin:
Vorüber, vorüber!

Von wem ist diese erbauliche Strophe? Stammt sie aus dem gläubigen Gemüth eines Dorfpfarrers? Hat ein Kanzleirath, ein greiser Küster sie der Enkelin in das vom Weihnachtmann gebrachte Stammbuch geschrieben, auf das erste Blatt gleich hinter dem rothen Peluchedeckel? Nein: der Mann, der diese Fibelverse ersonnen und veröffentlicht hat, hieß Robert Bosse und war sieben Jahre lang preußischer Kultusminister, sieben lange Jahre in Preußen von Amtes wegen der höchste Wahrer der Kunst, der vom Staate Kants an die erste Stelle berufene Vertreter wissenschaftlichen Geistes. Banale Gedanken schlecht zu reimen, ist kein Verbrechen; wenn aber Heinrich von Mühler verhöhnt ward, weil er, ein Kultusminister, als Dichter flotter Kneiplieder das Kommersbuch zierte, dann sollte man doch auch fragen, ob für Robert Bosse solche Reimerei nicht noch charakteristischer war als für seinen Vorgänger der Sang von der wunderlich aussehenden Straße. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Daß ein den ersten Gelehrten und Künstlern amtlich vorgesetzter Mann, der im Streit ernster und fröhlicher Wissenschaft das offiziell entscheidende Wort zu sprechen hatte, diese Verse drucken ließ, zeigt einen Mangel an kritischer Kraft, der in seinem Wirken Vieles verständlich, Alles entschuldbar macht. Herr von Boetticher, der klug immer bemüht war, möglichst viele Ressorts unter die Scheinherrschaft dankbarer Kinder seiner Gunst zu bringen, hatte, als er der bismärckischen Kontrole ledig war, Bosse, seinen Unterstaatssekretär, erst zum Chef des Reichsjustizamtes, dann zum preußischen Kultusminister befördert. Und Bosse blieb dankbar: er entwarf das berühmte Attest, das des Begünstigers ministerielles Leben fristete. Einen Dienst aber hatte der Mächtige dem treuen Manne nicht erwiesen. Bosse war zum Ministerialdirektor geboren; er durfte nie mehr werden als Unterstaatssekretär, nie zu selbständiger Leistung verpflichtet sein. Er gehörte zu den tüchtigen und bescheidenen Subalterngeistern, die Alles können, wenn ein höherer Wille ihnen die Richtung weist, und deren Excellenz Bismarck einmal mit dem Spottwort geprägt hat: „Sie stellen sich jeden Morgen vor den Spiegel und wundern sich eine Weile, daß sie wirklich Minister sind." Bei Bosse fing das Wundern wohl schon im Reichsjustizamt an. Er hatte es im Justizdienst bis zum Assessor gebracht, war dann in den Verwaltungbereich übergetreten und sollte nun, dreißig Jahre nach seinem Scheiden aus juristischer Thätigkeit, der Reichsjustiz Hüter sein und der Kommission vorsitzen,

der die Ausarbeitung eines Entwurfes zum Bürgerlichen Gesetzbuch übertragen war. Als er sich dort vierzehn Monate gewundert hatte, wurde er Kultusminister. Das war im alten Preußen Rodbertus gewesen; inzwischen aber hatte man sich an der Spree in die Sitte des Figaroreiches gewöhnt und einsehen gelernt, daß die Stelle, die einen Rechner fordert, einem Tänzer anvertraut werden muß. Die Nekrologiker der Presse haben gesagt, das Amt des preußischen Kultusministers sei „schwierig und undankbar". Gewiß, wenn der Minister sich begnügt, Privatdozenten einem Inquisitorengericht zu unterwerfen, eines sterbenden Glaubens Agonie mit stimulirenden Mitteln künstlich zu verlängern und die Polen durch unwirksame Verfügungen zu ärgern. Erstens ist die Arbeit eines Ministers heutzutage überhaupt leichter und mit geringerem Talent zu leisten als die des Leiters großer Geschäfte; und zweitens kann gerade der Kultusminister in Preußen, auf fast noch unbebautem Boden, in kaum begrenzter Fülle Nützliches schaffen. Er kann der bedächtige Exponent moderner Weltanschauung sein, die lähmende Heuchelei bannen, die eine von keinem Handelnden bekannte Sittlichkeit als ein die Geister bindendes Dogma aufrecht erhält und der dem Staat gefährlichen Sozialkritik die breiteste Angriffsfläche bietet; er kann vom Reden zum Thun endlich die Brücke schlagen. Robert Bosse war sieben Jahre lang Kultusminister. Er hat die Umsturzvorlage unterschrieben, Herrn Leo Arons aus der Dozentenstelle gejagt und Herrn Karl Frenzel als berufenen Nachfolger Lessings gepriesen. Sonst ist über den gutmüthigen Mann nichts zu sagen. Im September 1899 hörte er auf, Minister zu sein. Warum schon damals? Warum damals erst? „Nur Helios vermag's zu sagen, der alles Irdische bescheint."

* * *

Warum Minister kommen und gehen: die Frage gehört nicht zu denen, auf die des Unterthanen beschränkter Verstand Antwort zu heischen hat. Diese tröstende Gewißheit hat eben uns wieder ein Vorgang erneut, dessen Schauplatz die wunderschöne Stadt Straßburg war. Da saß seit Jahrzehnten ein Mann aus dem politisch begabten Geschlechte Derer von Puttkamer. Er trug den Titel eines Staatssekretärs, regirte aber, da seit Manteuffels Scheiden die Statthalter sich mit der Erfüllung repräsentativer Pflichten begnügten, fast selbständig das Reichsland. Ein erobertes Land, dem vom Sieger eine Regirung aufgezwungen war. Und dieser Leiter der Geschäfte eines annektirten Gebietes hatte sich in solchem Maße den Ruf eines fähigen Förderers der

Landesinteressen erworben, die Zufriedenheit mit den neuen, früher unter lautem Murren ertragenen Zuständen so gemehrt, daß beinahe alle Parteien in ihm den Vertrauensmann sahen. Einem auf so schwierigem Posten bewährten Manne pflegt man erst, wenn er völlig verbraucht ist, die Ruhe des Entamteten zu gönnen. Herr von Puttkamer wurde durch befehlend ausgedrückten Wunsch zur Einreichung des Abschiedsgesuches genöthigt. Warum? Er soll in Ungnade gefallen sein. Der Gunst des Monarchen durfte er, wie Eingeweihte in Metz wußten, sich schon längst nicht mehr freuen, als die Herren Hohenlohe und Köller die historische Eilfahrt nach Berlin antraten. Trotzdem war ihm das Erbe Boettichers und Schellings angeboten worden. Jetzt, plötzlich, mußte er die Thätigkeit lassen, an der er mit allen Lebensfasern hing, und sein Nachfolger ist Herr Ernst Mathias von Köller. Welches Glück, daß dem Bürger die Sorge erspart bleibt, nach den Gründen zu forschen, die einer hochwohllöblichen Regirung weises Walten bestimmen! Wer im Kreise preußischer Beamten Umschau gehalten und den für die komplizirten Verhältnisse des Reichslandes ungeeignetsten gesucht hätte, Der hätte wahrscheinlich den Namen des Herrn von Köller genannt. Er hätte gröblich geirrt; denn der neue Herr über Straßburg und Umgegend sagt ja selbst, daß er für die gestellte Aufgabe besser taugt als irgend ein Anderer. Durch das Medium des Berliner Lokalanzeigers hat er der deutschen Menschheit diesen Trost übermittelt. Er war, sagt er, in Schleswig-Holstein höchst beliebt — so gut, sagt er, wirds auch jedem Nachfolger ergehen, der energisch auftritt und den Geist Köllers fortwirken läßt — und ist schon jetzt in Elsaß-Lothringen nicht minder beliebt. Natürlich; denn er war dort Unterstaatssekretär und hat das Land mit dem „liberalsten Gesetz, das sie dort haben", beschenkt. Er? Nicht Hohenlohe, nicht Puttkamer, von deren Weisung er doch ganz abhängig war? So genau muß mans nicht nehmen. Herr von Köller wird gar arg verkannt. Vier dunkle Männer, sagt er, hetzen die ganze Presse gegen ihn, der für die Aufgaben des Publizisten doch „Wohlwollen und Verständniß" hat. Ließ er beim kieler Kanalfest die Zeitungschreiber nicht reichlich füttern und mit Sektcheckbüchern ausstatten? Hat er nicht einen Herrn, der auch Puttkamer hieß, dem Herausgeber der „Zukunft" ins Haus geschickt und diesem Bösewicht, falls er den Minister des Innern nicht mehr angriffe, „wichtige Nachrichten" aus dem Ministerium anbieten lassen? Das sagt er zwar nicht; aber er könnte es sagen. Mit größerem Recht als die unfreundlichen, allen guten Ueberlieferungen preußischen Beamtenthumes

widersprechenden Worte, in denen sein alter Groll gegen den ihm früher vorgesetzten Herrn von Puttkamer endlich zu unverhülltem Ausdruck kommt, und als die Sätze, die seine literarische Bildung vor Anfechtung schützen sollen. Er ist — immer auf Instigation eines der vier Köllerhasser — gescholten worden, weil er Kellers Novelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe" eine sozialdemokratische Hetzschrift genannt habe. So sagt er; und fügt hinzu: „Als ob die Herren irgendwie im Zweifel darüber wären, daß ich nicht von der Novelle, sondern von einer ihnen sehr wohl bekannten Tendenzschrift sprach, deren Verfasser lediglich den kellerischen Titel sich angeeignet hatte!" Schade, daß ein Mann von so vielen Graden ein so schlechtes Gedächtniß hat. Die „Tendenzschrift", von der er im Januar 1895 im Reichstag sprach, trug nicht den Titel der Meisternovelle Gottfrieds Keller, sondern hieß: „Haß und Liebe." Herr von Köller hat damals selbst den Titel genannt, aber verschwiegen, daß es sich um eine plump proletarisirende Bearbeitung der Novelle Kellers handelte. Ich habe, ohne Beihilfe eines der vier Vermummten, den Irrthum entdeckt und nachgewiesen, daß die Darstellung, die der Minister von Inhalt und Form der Geschichte gab, in allen fünf als entscheidend angeführten Punkten falsch war und daß er die drängende Nothwendigkeit einer Verschärfung der Strafgesetze mit dem Hinweis auf ein harmloses Machwerk begründet hatte, in dem jeder einigermaßen Literaturkundige nach den ersten Seiten eine Verstümperung der Novelle des großen Schweizers erkennen mußte. Gottfried von Zürich hätte ihm den Seldwylerstreich lächelnd vergeben. Und daß in der Stadt eines anderen Gottfried gerade er nun die Hochkultur germanischen Geistes gegen Franzenfirlefanz vertreten soll, ist eben Schicksalsfügung und als solche dem Menschenermessen entrückt. Der Kaiser sah ihn ungern aus dem Ministerium scheiden, hätte lieber zwei Staatssekretariate und ein Ministerium neu besetzt, wird ihn aber jetzt nicht nach Berlin zurückrufen. Der Sieg über Bronsart & Co. ward längst verwirkt. „Ich schreib' ihn zu den Toten."

* * *

In ihren bleichen Schemenreigen gehört auch der Mann, dessen Rednerei während der letzten Wochen ein so lautes Echo weckte: Graf Alfred Waldersee, General-Feldmarschall, Ritter der höchsten europäischen Orden. Auch ein Verkannter, auch Einer, der seine Thaten nicht scheu dem gierigen Blick der Gaffer verbirgt. Er ein Hyperkonservativer von der schwarzen Talarfärbung? Er ist in seines Herzens Schrein nationalliberal, schwärmt

für Exportpolitik und bringt Handel und Wandel eben so viel Wohlwollen und Verständniß entgegen wie der nicht minder liberale Herr von Köller dem Zeitungwesen. Beide in Straßburg vereint: es wäre zu schön gewesen; vielleicht soll es noch sein, wenn der Langenburger zum Verschnaufen Zeit gehabt hat. Oder ist auch die Behauptung nicht wahr, Graf Waldersee wünsche, Statthalter zu werden? Nicht wahr, trotzdem unbescholtene Männer beschwören wollen, sie hätten dieses Wunsches Ausdruck von den Lippen des Marschalls gehört? Dem armen Grafen wird so viel Falsches nachgesagt, von Leuten sogar, denen mans eigentlich nicht zutrauen sollte. Bismarck erzählte, der Nachfolger Moltkes habe sich aus Paris geheime diplomatische Berichte schicken lassen, die er dem König vorlegte, und damit in den Machtbereich des Kanzlers eingegriffen, der ihn via Clausewitz in die Schranken des Militärressorts zurückweisen mußte. Und Bismarcks Freunde behaupteten steif und fest, von dem selben Strategen stamme das Wort über Seiner Majestät glorreichen Ahnherrn, der dem Volk nie Friedrich der Große geworden wäre, wenn er eines Ministers Allmacht geduldet hätte. Alles nicht wahr, Alles leichtfertig erfunden. Graf Alfred Waldersee ist ein biderber Haudegen, der sich um Politik nie bekümmert hat. Als er dem Freiherrn Wilhelm von Hammerstein, der damals Chefredakteur der Kreuzzeitung war, Geld lieh und dem aus dem Tausch-Prozeß bekannten Herrn Normann-Schumann Geld schenkte, that ers nicht etwa, um in der politischen Presse Dienstleute zu haben, sondern nach dem Gebot mitleidiger Nächstenliebe; und es war nur Zufall, daß gerade die so reichlich bedachten Schreiber ihren Patron auch für politische Retterthaten empfahlen. Nicht einmal die ergötzlichen Reden, deren Wortlaut der erprobte Stenograph des W. T. B. auf seinen Eid nehmen will, hat der Feldmarschall gehalten. An seine Sohlen heftet sich das Verhängniß. Lange wollte er nur Soldat sein, nichts als Soldat. Nach China aber kam er zu spät, um die Gesandten befreien zu können, und fand militärisch nichts mehr zu thun; denn in China ist, mögen auch noch so viele Münchhausenmärchen herumgetragen werden, seit den Tagen von Taku und Peking überhaupt nicht mehr ernsthaft gekämpft worden. Nun hieß es, der arme Waldersee habe sein — noch in keinem Kriege bewährtes — Strategengenie zwar auch diesmal nicht zu zeigen vermocht, sich aber als einen Diplomaten ersten Ranges erwiesen. Ein diplomatischer Vertreter des Deutschen Reiches, Herr Mumm von Schwarzenstein, war dem Kreuzfahrerheer vorangeeilt; wenn man aber fragte, warum unter solchen Umständen der Mumm der Hitze ausgesetzt und

nicht lieber kalt gestellt worden sei, erhielt man als Antwort die Gegenfrage: Wer ahnte denn, daß der Feldmarschall die Sache so viel besser versteht? Und jetzt sprechen die Spötter dem Heimgekehrten auch das Diplomatentalent ab und rufen, er möge fortan stumm bleiben und nicht ärger noch die Großmächte verstimmen, deren im Polizeidienst von Petschili beschäftigten Heerhäuflein er eine Weile in sanften Lauten befehlen durfte. Aber er hat Humor und trägt auf der strammen Ulanka lächelnd die Last so furchtbaren Ungemachs. Er wollte nie Reichskanzler werden und freut sich, daß Alle nun wissen: er wird es auch nicht. Und er fand, unter einem schönen Bilde der Lucca Company, in der „Woche", die ihn stets mit Wohlwollen und Verständniß behandelt hat, am Tage der ruhmreichen Rückkehr die grüßende Strophe:

Willkommen, willkommen mit Herz und Hand,
Du Feldherr, den einst eine Welt entsandt
Gen Ost, wo der Morgen sich röthet.
Wie ein Atlas, auf Deinen Schultern die Welt,
Wie ein Herkules hast Du die Bosheit zerschellt,
Wie ein Siegfried den Drachen getötet.

Das ist für den schlichten Soldaten sicher des Weihrauchs zu viel. „Majestät überschätzen mir", sagte Wrangel, als er nicht mit ins Serail gehen sollte. Und kann es nicht Atlas, Herkules, Siegfried sein: auch Wrangel ist für einen greisen Kavalleristen eine dankbare Rolle.

Einzug.

Der Kaiser zieht, ein Triumphator, ein
Nach schwerem Kampf, nach heiß erzwungnem Siege.
Er reitet stolz voran den Kriegerreihn:
Und dieser Einzug war sein Traum im Kriege.

Die Stadt ist wie bethört vom Reisigduft,
Wie toll vom Farbenrausch der bunten Fahnen,
Vom Knattern all der Flaggen in der Luft;
Kein Haus will heute an den Alltag mahnen.

Der Kaiser will die Pracht und liebt den Glanz.
Er sitzt, ein kaiserlicher Held, zu Rosse,
Ihm ist, ein Aar hält über ihn den Kranz
Und Göttin Gloria folgt seinem Trosse.

So zieht er hin; die Abendwolken glühn,
Als ob des Kaisers Wille sie entzünde,
Die Farben leuchten und die Blumen blühn
Und tausend Flaggen blähn sich stolz im Winde...

Tiefdunkle Nacht. Vorüber Heer und Troß.
Vorüber? Nein! Der Kaiserzug geht weiter.
Voran ein stolzer Fürst auf dunklem Roß
Und hinter ihm ein Heer gespenstischer Reiter.

Sie ziehn daher mit fahlem Angesicht
Und kein Kommandoruf befiehlt dem Heere.
Und Wunden klaffen, aber bluten nicht...
Und offne Augen starren groß ins Leere.

Die Rosse stampfen nicht, kein Fußtritt hallt,
Tiefdunkle Nacht liegt auf den öden Gassen,
Guirlanden sinken, keine Fahne wallt,
Die Flaggen welken nieder und verblassen.

Und wo der stille Zug vorüber geht,
Fällt Blatt um Blatt aus welken Blumenkränzen,
Fällt matt zur Erde; und kein Lüftlein weht,
Kein Sternlein wagt, am Himmel aufzuglänzen.

So zieht das stumme Heer die Stadt entlang.
Wer weiß: wohin? Die Menschen flieht der Schlummer.
Und tausend Müttern wird vor Sehnsucht bang
Und tausend Frauen stöhnen auf vor Kummer.

Vorbei am Schloß. Bis an das Dach hinan
Ziehn Blumenranken, Kränze, Lorberreiser.
Am Fenster droben steht ein bleicher Mann.
Und König Tod grüßt stolz empor zum Kaiser . . .

Prag. Hugo Salus.

Agnes Miegel.

Von allen literarischen Evolutionen hat, wie sich leicht verfolgen läßt, immer die deutsche Lyrik den Hauptvortheil gehabt. Ihr wuchsen regelmäßig die stärksten und die meisten Talente zu. Werden von großen und kühnen oder von kleinen und frechen Neuerern ihre Formen erst gesprengt, so schließt ein den Kämpfern folgender König unter Ausscheidung des Kranken das Gesunde und Neue zu fester Form wieder zusammen. Er wird dann eben der „Lyriker der Zeit". Und seine Nachfolger formen und formen immer weiter, bis sie die köstlichsten Gefäße fertig haben, ohne zu merken, daß diese Gefäße leer sind. Es ist die alte Geschichte mit dem Bogen, der gar wundervoll eingelegt und geschnitzt ist, mit dem man nur nicht mehr schießen kann. Und dann kommt wieder Einer, der zornig meint, daß der Bogen doch eigentlich zum Schießen da ist, und der den feinen und kunstvollen zerbricht, um sich selbst einen neuen und anderen zu schaffen, der zuerst zwar plump und formlos ausfällt, aber wieder Pfeile in die Herzen entsendet.

Wir sind heute durch die Reaktion gegen den ungekämmten Naturalismus auch in der Lyrik zum anderen Extrem gekommen und über all den gesalbten und pomadisirten Friseurkunststücken etwa eines Stefan George wird die Sehnsucht nach dem Ungekämmten wieder wach. Die Kunst — wenn man so sagen darf — tötet die Kunst. Der Künstler ersteht, aber der Dichter geht zu Grunde dabei. Schimmernde Prunkgewänder decken öde Leere, innere Hohlheit. Und die Dürstenden stehen vor den herrlichen Gefäßen, die in der Sonne leuchten, aber aus denen kein Tropfen der Labung auf die heißen Lippen rinnt. Die Kunst der „reinen Formen" überfällt uns, die Kunst des Einzelnen, die Kunst für Künstler, die Lyrik für Lyriker. Der Bogen wird immer schöner, aber man kann nicht mehr damit schießen.

Verschiedene Wege führten den jungen Nachwuchs zu dieser Tapetenkunst. Der Grund ist wohl immer der selbe: poetische Schwäche, Mangel an echter Ursprünglichkeit. Schon Gustav Falke verbarg eine gewisse dichterische Energie- und Kraftlosigkeit in Erfassung des vollen, kräftigen Lebens durch feinste Ausbildung seines Künstlerthums. Purpur und Gold, Flötenspiel und allerhand wunderschönes dekoratives Beiwerk mußten darüber hinweghelfen, daß der Funke Leidenschaft, das eigentliche lyrische Daimonion fehlte. Er lullte ein und wirkte wunderbar, wo sanftes Empfinden sich im Traum fing und spiegelte, wo die Phantasie sich Dies und Das ausmalte. Ich brauche nicht zu sagen, wie viel feine und reine Schönheit da in dem Besten steckt, was Falke geschaffen hat. Aber wo lebendigstes Gefühl energischen Ausdruck verlangte, daß es unmittelbar auch in Anderen lebendig werden konnte, wo ein Dichterherz sich und Andere erlöst durch unmittelbares Aus- und Ueberströmen: da ist die Dekoration etwas Nebensächliches, zeigt sie sich in ihrem innersten Wesen als Nothbehelf. Nicht der starke, sondern der schwache Dichter braucht sie. Zu schwach, um ein ihn erfüllendes und stürmisch hinausdrängendes Gefühl in seiner ursprünglichen Kraft aufzufangen, behängt er es so lange mit schleppenden Purpurmänteln, bis er es langsam und gemessen hinaustreten lassen und er dann aus der Noth noch eine Tugend machen kann. Natürlich dringt diese Tapetenkunst keinem blutvollen Menschen bis an die Nieren. Und während Falke eben immer noch ein bedeutsamer und geschmackvoller Künstler bleibt, der sich nur selten, wenn auch dann fürchterlich, vergreift, zeigen die Jüngeren meist in der Verzerrung seine und ihre Schwächen. Was Nothbehelf ist, wird für die alleinige Hauptsache erklärt; eine neue Richtung ist fertig und mit ihr die Phäakenkunst, die jede Verbindung mit dem Leben des Volkes verloren hat und der jede Nothwendigkeit und damit auch jede innere Berechtigung fehlt. Sie ist ein bloßer aristokratischer Sport noch, etwa wie das Taubenschießen, an dem ein paar Leute Gefallen finden, von dem die Allgemeinheit aber keine Notiz mehr zu nehmen hat. Wie Papierblumen werden Gefühle auf lange Drähte gesteckt und in stilvoller Drapirung drei oder vier gleich veranlagten „Schöpfern" vorgeführt. Daß Stefan George seine Poesie der Oeffentlichkeit vorenthielt, war keine Narrethei, sondern logische Konsequenz seines Standpunktes. Es war ein Abfall von sich selbst, als er davon abging. Eben so ist es absolut verständlich, daß diese Kunstphäaken bis ins Kleinste Druck, Schrift, Papier bestimmen, daß sie, die sich nicht an das Leben, sondern an die Kunst anschließen, besonderen Werth auf die Ausstattung legen und durch moderne Zeichner nachhelfen lassen. Das Prinzip verlangt, daß die Zierstücke ihrer Gedichte in entsprechenden Rahmen stehen. So nur ist es möglich, daß sie auf ästhetisch überbildete Menschen wirken. Ein kräftig lebendiges Gedicht braucht Das nicht und packt auch auf Strohpapier.

Die erste Romantik vertrat, wenigstens im Prinzip, ähnliche Anschauungen. Novalis meinte, er könne sich Gedichte denken, die, völlig sinnlos, nur durch ihre Klangschönheit wirkten. Wir sind ja nicht mehr weit davon. Und man denke an die romantische Ueberschätzung des Dichters, die zuletzt, mit der berühmten romantischen Ironie, die Kunst auch nur zu einem Spiel und Sport machte. Im großen Kreislauf kehrt Alles wieder.

Man kann immer nur wieder seine Stimme erheben und den Dichter gegen den Künstler ausspielen, die Volksdichtung gegen die bloße Formkunst ins Feld führen. Fort mit dem Künstler! Es lebe der Dichter! Daß der Dichter dabei immer auch Künstler sein wird, ist selbstverständlich.

Tröstlich ist nur das Eine: daß sich das Volk diese stilisirte Künstlerlyrik nicht aufschwatzen läßt. Man läßt die literarischen Tulpen ruhig in der Literatur blühen, aber man riecht nicht daran. Die letzten Erfolge, die in der deutschen Lyrik errungen wurden, fielen nach der anderen Seite. Sie fielen merkwürdiger Weise sämmtlich weiblichen Dichtern zu. Erst kam die Ambrosius, die es auf über ein Viertelhundert Auflagen brachte; dann Anna Ritter, die mit zwei Büchern in noch nicht drei Jahren gegen achtzehn Auflagen erlebte; endlich Marie Madeleine, deren Versbuch „Auf Kypros" schnell in sechs Auflagen Verbreitung fand. Die Ambrosius ist literarisch und auch wohl beim Publikum längst mausetot, — ein Beweis, daß nur die geschickte Reklame für die arme Bäuerin den Erfolg geschaffen hatte. Marie Madeleine hat ihr kleines Talentchen auf eine bisher in Deutschland noch nicht gepflegte demi-vierge-Lyrik dressirt und nur den in pikanter Sauce schwimmenden stofflichen „Reizen" die verschiedenen Auflagen zu danken. Eine Sedezausgabe von dem merkwürdig überschätzten Marcel Prévost, ins Lyrische übersetzt. Man darf also sagen: weder die Ambrosius noch Marie Madeleine haben literarisch echte Erfolge errungen, sondern die Eine einen moralischen und die Andere einen . . . anderen. Wesentlich besser steht es mit Anna Ritter. Hier liegt ein unzweifelhafter und echter, nicht durch außerpoetische Einflüsse hervorgerufener Erfolg vor, der sich voraussagen ließ und der einen sehr einfachen Grund hat.

Ich habe bereits die Ursachen der von Johanna Ambrosius und Marie Madeleine errungenen Erfolge angedeutet. Man kann daraus wie aus allen siegreichen Büchern eine große Lehre ziehen. Und zwar, so paradox sie klingen mag, di se: nur unliterarische Bücher haben literarische Erfolge. Bücher, die nicht um der Kunst willen geschrieben sind, Bücher, die einer Persönlichkeit, einem Gedanken, einem Empfinden nothwendigen Ausdruck schaffen sollen; die mit einer naiven Unbekümmertheit die Form nur als Mittel zum Zweck brauchen, in denen die Kunst niemals Selbstzweck ist. Das können gute und schlechte Bücher sein. Gewöhnlich sind es Erstlingsbücher. Man sehe sich sämmt-

liche hervorragenden Lyriker an: an ihr erstes Buch heftete sich stets der Erfolg. Sie können später Besseres geben, aber sie sind wohl nicht mehr so spezifisch unliterarisch, sind als Dichter bewußter. Sie stehen zuerst noch dem allgemeinen Volksdurchschnitt näher. Der Erfolg der Ambrosius hätte nie so groß werden können, wenn sie eine Dichterin à la Droste-Hülshoff gewesen wäre. Oder wenn sie in die Reihe der Dichterinnen Ada Christen, Alberta von Puttkamer, Marie Janitschek gehört hätte, ob Jede an sich auch weitaus bedeutender ist. Sie Alle sind zu weit vom allgemeinen Volksdurchschnitt entfernt. Man versteht sie nicht überall; oder vielmehr: sie haben zu viel Spezielles, Genialisches an sich, sie schlagen sich mit Gefühlen herum, die das Nähmädchen nicht versteht. Johanna Ambrosius versteht man überall. So konnten ihre Gedichte gekauft werden. Das hätten Reklame und Mitleid allein nicht erreicht. Man denke sich nun, daß ein wirklicher und echter Dichter kommt, der eben so überall verstanden wird. Ein solcher Dichter ist eben Anna Ritter. Eine Johanna Ambrosius, meinetwegen sogar ein Fräulein X. Y., das plötzlich von Gott begnadet wird und ihr Fühlen echt dichterisch aussprechen kann, was die Bäuerin und Fräulein X. Y. eben sonst nicht können. Nicht mehr und nicht weniger ist Anna Ritter. Das ist sehr viel. Die Goethes sehen natürlich noch anders aus, da sie neben der großen Seele auch einen großen Geist haben. Für die Lyrik ist ja aber das Wichtigste, wie stark ein Gefühl ist und wie stark es sich Anderen mittheilt.

Man wird es jetzt vielleicht schon weniger auffällig finden, daß speziell weibliche Dichter sich Kränze holten. Das Weib, das instinktivere, der Natur näherstehende, in gewisser Hinsicht realistischere, das gerade an Form und Komposition stets scheitert, wird nie rein künstlerische Ziele verfolgen und kann es gar nicht. Das reine Künstlerthum scheint ihm verschlossen zu sein. Wenn sich ihm dadurch größere künstlerische Aufgaben entziehen, so läuft es doch auch nicht Gefahr, in der „reinen Kunst“ zu ersticken. In die drückende und überhitzte Kunstatmosphäre kam durch Anna Ritter ein frischerer Luftzug, ein Gruß vom wachen Leben. Eine Volksdichterin trat in den Kreis der müd verschlungenen Kravatten und der hängenden Stirnlocken; eine Persönlichkeit, die an sich nicht bedeutend schien, vielleicht auch nicht war, aber ein gesund-normales Fühlen mitbrachte und es in prächtigen Versen aussprach.

Solche Dichter sind niemals interessant. Und deshalb lehnt die literarische Clique sie leicht ab, um so eher, als sie wirklich oft herzlich trivial sind. Was für saftige Trivialitäten leistet sich diese Anna Ritter! Und mit den Worten: „Publikumstalent, Konzessionschulze, liebenswürdiger Vermittler“ wird die neue Erscheinung von den Kunstpächtern abgethan. Zugegeben, daß etwas Richtiges daran ist. Aber wer historisch geschult ist, weiß, daß die großen Dichter im Gegensatz zu den Bahnbrechern aus dem Extrem heraus auf eine Mittel-

linie führen und immer — wie jeder Heiland — Mittler sind. Und noch Eins: es ist sehr leicht, einen Kunstlyriker der vorhin genannten Art von einem Dilettanten zu unterscheiden. Er kann geschmacklos, niemals dilettantisch-trivial werden. Sehr schwer jedoch ist es oft, einen echten Volksdichter von einem Dilettanten zu unterscheiden. Denn in seinem Tiefstande reicht der Eine zum Anderen hinab, während der Dilettant in seltener Gnadenstunde an den Ersten hinanreicht. „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" und „Du bist wie eine Blume" kann einem Dilettanten gelingen; ein Gedicht von Konrad Ferdinand Meyer oder Falke wird er nie herausbekommen. Trotzdem ist wohl keine Frage, welches mehr bedeutet.

Vieles ließe sich noch streifen, wenn ich nicht befürchten müßte, mir den Raum gar zu sehr für die Worte zu verkürzen, die ich über ein ganz spezielles Gedichtbuch sagen möchte. Das Gedichtbuch ist im Frühling erschienen, zu einer Zeit, wo die Lyrik vielleicht noch weniger beachtet wird als sonst. Es scheint mir deshalb doppelte Pflicht, hier ein Signal zu geben, einen neuen Dichter zu verkünden. Wieder ist es ein Poet in Unterröcken, ein junges Mädchen, das der Welt Etwas zu sagen hat. Ihre Gedichte gehören zum Bedeutendsten, was wir in der Lyrik seit Jahren hatten. Neben echten Genieblitzen loht viel griechisches Feuerwerk in ihrem Buch, neben Eigenem steht noch manches Fremde, aber schon hier im ersten Flug läßt sie die meisten weiblichen Poeten lyrischen Genres weit unter sich. Diese neue Dichterin heißt Agnes Miegel.*)

Sie ist keine leichte und glückliche Natur wie Anna Ritter. Ihre Dichtung ist kein selig Ausschöpfen und Ueberströmen. Der schwerfälligeren Ostpreußin, der Tochter Königsbergs, entsiegeln sich die Lippen schwerer. Ein schmales Erstlingsbuch faßt die gesammte Ausbeute von fünf bis sechs Jahren. Ein Buch, das fast schon zu literarisch ist, zu viel Kunstreife zeigt, das deshalb nur langsam sich Bahn brechen wird und niemals so stürmend durchgreifen wie Anna Ritters Bücher. Sicher wird die literarische Kritik sehr bald Agnes Miegel über Anna Ritter stellen. Und sicher ist die Königsbergerin auch genialischer, interessanter, geistig bedeutender. Aber diese wundervolle Unmittelbarkeit, die zuletzt das Bestimmende ist, hat sie nicht; und so wird ihre Wirkung und ihr Erfolg immer begrenzt bleiben.

Wenn man diese Agnes Miegel ganz kurz charakterisiren und ihr einen Beinamen anhängen will, so darf man vielleicht sagen, daß sie ein Bischen „ostpreußische Kleopatra" ist. Nordische Herbheit, scheue Verhaltenheit auf der einen, rasende Genußsucht auf der anderen Seite. Diese Genußsucht hat ihre besten Verse so volltönig gemacht, hat ihnen einen dunklen, tiefen

*) Gedichte von Agnes Miegel. Stuttgart 1901. J. G. Cotta.

Wohllaut gegeben. Es ist, als wenn man über schweren dunkelrothen Sammet streicht. So gesättigt ist Alles von Sinnlichkeit, von Pracht und Farben. In ihrer Welt flammt und duftet Alles; Mohnblüthen brennen und rothe Schwämme glühen; unter dunkelrothen Wolkenthoren geht sie dahin, wenn der Herbst bunte Tigerfelle vor ihr breitet; scharlachne Decken spannt der Abend aus, bis die Nacht in purpurdunkler Finsterniß naht. Und über dem Allen noch der berauschende Duft des Flieders, der betäubende Duft der Narzissen, der starke, süße Ruch der Lupinen; besonders aber die Rosen, die brennend rothen. Man glaubt, diese Agnes Miegel muß es jeden Augenblick wie Marie Grubbe machen und ihre Mädchenarme tief hineintauchen in die kühle Rosenpracht. Es ist bezeichnend, daß die Blumen, die sie nennt, den stärksten und schwülsten Duft haben.

Neben das satte Roth, das die Grundfarbe abgiebt, stellt sich dann leuchtendes Weiß. Rothe Narben leuchten auf weißer Knabenstirn; weiße Herbstfäden ziehen um rothe Berberitzen; um die weiße Stirn schlingt sich die rothe Priesterbinde der Entsagung; rothe Nelken und schneeweiße Schuhe, Rosen am weißen Kleide, Rosen und Schnee —: immer von Neuem kehrt die Zusammenstellung der beiden Farben wieder. Alles versinkt in diesem Farbenrausch, in Prunk und Pracht. Bernsteinkelche flammen im rothen Licht des Feuers, Sammetgewänder rauschen, nasse Lilienbanner bauschen sich, seidne Schleppen knistern. Rothes, klingendes, flammendes Gold fehlt so wenig wie Purpursandalen, weiße Tempelpracht, der Zierrath güldener Ringe. Man sieht schon daraus, wie viel Dekoration in dem Buch ist, wie viel Romantik. Kein Wunder, daß auch der Elfkönig reitet und ferne Silberhörner aus seinem Königreich herüberblasen, daß die Preußengötter mit hohen Bernsteinkronen nachts erstehen und die Roggenmuhme über goldenes Korn fährt.

In Alledem steckt Phantasieüberhitzung. Was das Leben nicht gab, muß die Phantasie geben. Im Grunde ist Agnes Miegel nicht gar zu verschieden von den vielen jungen Mädchen, die in der Stille von Flammen und Schwertern träumen, von Prinzen, die sie holen sollen, und von herrlichen Helden. Ihre Träume sind „Feuerbrände". Die wachend scheue Ostpreußin wird im Traum zur Kleopatra und wirbelt durch alle Himmel und Höllen bacchantischer Lust. Liebe: Das ist trunkene Zärtlichkeit, stammelnde Worte, wildes Glühen. Selten nur, wenn sie davon redet, tritt das seelische Moment stark hervor. Das sinnliche verdrängt es. „Mein Blut, das kocht, und mein Mund, der brennt": immer ist es das Blut, die wild rasende Genußsucht, die durchbricht, die in Sehnen und Gluth schreit. Ihr Lieblingsthema deshalb: die heiße Begierde, die nicht Befriedigung findet. Immer sind es die Königskinder und Fürstenliebchen, an die sie sich wendet, die schließlich den Tod erküren: Agnes Bernauerin, Griseldis, Anna Boleyn, Mary Stuart,

Madeleine Bothwell u. s. w. Die heißen Frauen mit dem kalten Herzen. Auch in ihr lebt „das Stuartsehnen nach Macht und Schuld, nach Pracht und Liedern und Liebeshuld.“ Maria Stuart spricht vor dem Sterben: „Mein Mund glüht roth, wie zu jener Zeit, da ich den schönen Bothwell gefreit“. Und wieder: „Mein Herz so kalt und mein Blut so heiß“. Madeleine Bothwell: „Ich träume von Sünde“. Abisag von Sunem, das junge Weib König Davids: „Mein Blut ist heiß“. Maria von Magdala, die rothhaarige Sünderin: „Schlage, schlage Deine heißen Brüste Dir wund, lockt Dich aus blühendem Hage brünstig der Sünde brennender Mund!“ Und die Kinder der Kleopatra singen:

„Wir sind die Kinder der Kleopatra,
Gezeugt in Nächten, da die Nilfluth schwoll,
Zum Leben wach geküßt von heißen Lippen,
Noch blutend von den Küssen Marc Antons.

Weiter von ihrer Mutter:

Die Gluth von ihrer Nächte Raserei
Lag schwül wie Weihrauch in den Prunkgemächern,
Darin wir spielten.
Ihres Spätherbsts Sonne,
Da ihres Lächelns Süße süßer ward,
Ihr Blick ganz Demuth, Liebe ihre Stimme,
Durchschien mit hellem Licht die letzten Tage,
Da wir die wunderschöne Mutter sahn.

Antonius starb . . . Und an ihn angeklammert,
Noch eifersüchtig auf Proserpina,
Starb sie dem Herren ihres Leibes nach.
Wir aber leben, unsre Jugend lacht,
Das Ptolemäerblut färbt unsre Lippen
Und unsre Stirnen, stolz wie Römerstirnen,
Tragen den Kronreif . . .
Caesar, hüte Dich!
Die Löwin schläft im Schoß der Pyramide.
Noch lebt die Brut, die sie geboren hat:
Wir sind die Kinder der Kleopatra!“

Selbst wer wenig Verständniß für deutsche Dichtung besitzt, wird herausfühlen, daß Flammen in diese Verse geschlossen und eingepreßt sind, daß eine schwüle Gluth aus ihnen schlägt. Nur Schoenaich-Carolath könnte Das noch schreiben; aber er würde es weniger rein herausbringen. Mit einer so gewaltigen poetischen Energie ist das ganze Gedicht durchgehalten, daß man allein schon daraus die Bedeutung der neuen Dichterin erkennen mag.

Diese glühende, ewig nach sinnlicher Schönheit dürstende, halb phantastische Sehnsucht, die sich in Farben und Formen berauscht, stellt schließlich auch den

eigenen Körper aufs Piedestal. Agnes Miegel redet von ihrer Schönheit, ihren schmalen Händen, ihren achtzehn Jahren. Und in der fiebernden Sehnsucht nach einem volleren, reicheren Leben phantasirt sie sich in merkwürdige Empfindungen und Zustände hinein. „Ungeborenes Leben“ heißt ein Gedicht. Das ungeborene Leben weint unter ihrem Herzen, weil sie es „tief im Dunklen darben“ läßt. „O komm und sprich zu mir das Werde!“ bittet es. Ein kühnes, gutes Gedicht, — und dennoch die Offenbarung einer krankhaften, unsicher schweifenden Phantasie. Man vergleiche damit das Gedicht Anna Ritters, das ein ähnliches Thema anschlägt und so viel natürlicher, reiner, keuscher ist. Auch die jüngste Tochter Herzog Samos läßt Agnes Miegel reden: „Lieb ist mir mein Leben, wie die Kinder, die ich tragen werde!“ Im stillsten Grabe, heißt es in einem anderen Gedicht, wird es mich quälen: „Ach, daß ich Dir kein Kind geboren habe!“ Aehnliches wiederholt sich in „Reß“. Im „Gebet“ heißt die letzte Zeile: „Gieb ein Kind, das meine Züge trägt!“ Und auch „Das Lied der jungen Frau“ will dieses junge Mädchen schreiben. Sie ist selten poetisch so verunglückt wie bei diesem Versuch.

Diese Phantasielyrik, so glänzend sie an sich gemacht ist, wird nur in Literatenkreisen Freunde finden. Agnes Miegel weicht immerhin von dem sittlichen Durchschnittsempfinden des Volkes so weit ab, daß die Brücken herüber und hinüber ab und zu fehlen. Sie ist so unnormal, daß eine weitere Wirkung ausgeschlossen ist. Sie wird sich nicht entfalten können. Vielleicht läuft doch Alles darauf hinaus, daß ihr im letzten Grunde das große Herz, die große Liebe fehlt, daß sie zu sehr Egoistin ist, mindestens in künstlerischer Hinsicht. Ein paar Beispiele ihres Fühlens. Da ist ein entzückendes Mädchengebet: Lieber Gott, bewahr' mir meinen Liebsten gut, gieb, daß er mich küßt. Sollte er jedoch eine Andere freien, so bitt' ich kniefällig, bei meiner Seligkeit, daß er stirbt! In sechs Zeilen ist Das mit der überraschenden Schlußpointe glänzend gemacht. Aber die Pointe kann auch nachdenklich stimmen. Weiter: es ward schon gesagt, daß stets von dem heißen Blut und dem kalten Herzen die Rede ist. Drittens: wenn sie hört, heißt es in einem Gedicht, daß der treulose Geliebte in Noth, Wahnsinn, Elend gestorben ist, wird sie lachen und selig drei Nächte durchtanzen. Und die bedeutsamste Stelle findet man in „Buße“. Sie lautet wörtlich:

„Ich habe Einen wie mich selbst geliebt —
Um diese Liebe hast Du (Gott) mir vergeben!“

Ich glaube nicht, daß es der höchste Schwur eines liebenden Weibes ist, daß sie Einen wie sich selbst geliebt hat. Sie empfindet viel stärker.

Manches Andere beweist weiter, wie viel Phantasie-, Kunst-, Bildungdichtung, statt unmittelbarer Naturdichtung, in dem Buch steckt. Eins der schönsten Gedichte, „Der Tanz“, scheint direkt nach einem Bilde gemacht zu

sein. „Die Statue“ redet die selbe Sprache. Die Kunst wird statt des Lebens zur Anregerin, wie es — man vergleiche K. F. Meyer und Falke — bei nicht ganz ursprünglichen Poeten oft geschieht. Kypris, Charon, Jupiter, Aphrodite, Proserpina, Semele, Zeus, Adonis werden genannt. Das ist Bildungdichterei. Und das beste Zeichen, daß die unmittelbare lyrische Kunst der Dichterin versagt ist, mag in dem starken Hervorkehren der historischen Lyrik gesehen werden. Zu sehr Weib, zu sehr Dichterin, um eine kühle Ballade zu schaffen, wendet sich Agnes Miegel dieser historischen Lyrik zu, die Hermann Lingg pflegt und die eins ihrer schönsten Besitzthümer in Theodor Fontanes „James Monmouth“ hat. Auf diesem Gebiet hat Agnes Miegel den natürlichen Hintergrund, auf dem Prunk und Pracht sich mit innerer Berechtigung entfalten, dort heiße, uns vertraute Gestalten, denen sie die Feuerbrände ihrer Phantasie geben kann. So wurden die „Kinder der Kleopatra“, mit denen ihre Phantasie sich verwandt fühlt, zu dem bedeutungvollen Gedicht. Aber auch in „Santa Cäcilia“, „Der Tanz“ u. s. w. kann sie ihre große plastische Kunst voll entfalten. Diese Gedichte gehören sicherlich zu dem Besten, was auf dem speziellen Gebiet jemals geschaffen ward. Und nun halte man dagegen die Versuche der Ostpreußin, das etwas nüchterne kaufmännische Leben der Pregelstadt einzufangen. Sie kann da nicht in Farben und heißen Träumen schwelgen und verliert dabei ihr Eigenstes.

In einem Brief an Karoline Schlegel sagt Novalis, er fange an, das Nüchterne zu lieben. Es sei bei ihm jetzt nicht mehr dorischer Tempelstil, sondern bürgerliche Baukunst. Sehr geistreich drückt er Das weiter aus: „Ich bin dem Mittage so nah, daß die Schatten die Größe der Gegenstände haben und also die Bildungen meiner Phantasie so ziemlich der wirklichen Welt entsprechen.“ Agnes Miegel ist von der bürgerlichen Baukunst, selbst von unserem Kirchenstil, noch weit entfernt. Es ist schon eher dorischer Tempel; und die Schatten stehen in keinem Verhältniß zur Größe der Gegenstände. Vielleicht wird Das einst anders, wenn in ihre „lichtentwöhnten Augen“ hellere Strahlen fallen, wenn ein scheues und ungestümes Herz nach Konrad Ferdinand Meyer sich „mit ein Bischen Freude“ geheilt hat, wenn ein reiches Mittagsglück, eine schöne Lebenserfüllung die heißen Ritte auf Phantasierossen entbehrlich macht. Vielleicht auch nicht . . . Der selbe Novalis sagt: „Man kann immer nur werden, insofern man schon ist.“ Jedenfalls: ein Gedichtbuch liegt hier vor, das ich, so wenig ich es in seinen Schwächen geschont habe, dem wenigen länger Bleibenden zuzählen darf. Wenn nicht das nächste, so werden die nächsten zehn Jahre beweisen, daß ich Recht behalte.

Ein neuer Dichter ist da. Deshalb soll man Fanfare blasen.

Karl Busse.

Sozialismus in Japan.

Seit im fernen Osten das Kaiserreich der „kleinen Japaner" eine Geschichte hat, kennt es auch den Sozialismus in irgend einer Form. Ueberall können wir seine Spur finden und an einzelnen Stellen begegnen wir ganz ausgesprochen sozialistischen Tendenzen. Schon in ältester Zeit gab es dort Sozialisten, die freilich anders aussahen und anders dachten als die modernen. Alle Japaner halten sich für Kinder einer gemeinsamen Mutter und alle fühlen sich deshalb als Brüder. So war es einst; und so ist es geblieben.

In der Feudalzeit finden wir manche charakteristische Merkmale, die an den Sozialismus erinnern. Die größte Aehnlichkeit mit dem modernen Sozialismus bieten uns aber die damaligen Lehnsverhältnisse. Nur scheinbar, nur nach dem geschriebenen Recht, herrschte der Feudalherr über den Grund und Boden; in Wirklichkeit gehörte er als gemeinsamer Besitz dem Volke. Noch heute giebt es in fast allen Walddörfern die Institution des Gemeindelandes. Unter dem Feudalrecht konnte der Reiche sich nicht so leicht wie jetzt Ländereien kaufen; so lebten viele kleine Pächter neben wenigen Zinsherren. Sein Pachtgut einem Anderen zu verkaufen, war für einen Pächter sehr schwierig. In vielen Dörfern ist der Boden noch heute Gemeinbesitz, der alle sieben oder zehn Jahre gleichmäßig vertheilt wird. Der Bauer im Dorf kauft und verkauft niemals sein Besitzthum. Ihm, wie seinen Brüdern und Dorfgenossen, ist das Recht eingeräumt, ein bestimmtes Stück Landes zu bebauen. Diese Form der Bodenordnung galt bis zur Epoche der japanischen Restauration und in manchen Bezirken, wie in Irabaki, bis in die neuste Zeit hinein. Noch jetzt findet man dieses ausgesprochen sozialistische System auf der Insel Loo Chao, in dem ganzen Bezirk Okinaura in unverminderter Geltung. Da giebt es kein privates, sondern nur gemeinsames Eigenthum; Jeder besitzt, was Alle besitzen. Jeder beackert das ihm zugewiesene Land, bezahlt dafür einen festen Preis und hat alle sieben oder dreizehn Jahre einer neuen Landvertheilung gewärtig zu sein. Wird der Bauer alt, kann er selbst sein Land nicht mehr beackern, so hat er keinen Anspruch mehr auf Landzutheilung; hat er aber etwa drei volljährige Söhne, so bekommt jeder von ihnen ein Stück Land; und genau so geht es, wenn er fünf Söhne hat. So hat denn auf den Inseln des Bezirkes Okinaura jeder Arbeitfähige sein Stück Land, das er beackern und für das er die bestimmte Pacht zahlen muß. Dank diesem System giebt es dort weder Arme noch Rothschilds oder Astors. Heute wie früher leben die Leute da in friedlichem Glück.

Wenn in der Feudalzeit ein Lehnsherr gar zu viel verlangte und seinen Untergebenen allzu hohe Abgaben auferlegte, erhoben sie sich gegen ihren Tyrannen, griffen nach Lanzen, Bambusrohren und Aexten und erledigten auf diesem Wege die Angelegenheit fast immer schnell zu Gunsten der Pächter. Und oft genug kamen Mißbräuche des Herrenrechtes vor ... Einst lebte ein Pächter Namens Sakura Sogoro, ein leibhaftiger japanischer John Bull. Der wollte die hohe Pacht nicht zahlen, die der Herr seines Bezirkes heischte. Er ging nach Svorgna, um Klage zu führen und Gerechtigkeit zu erlangen. Als sein Herr nun erfuhr, der Pächter wolle sich an den Shognan wenden, ließ er ihn einfach ans Kreuz schlagen. Sogora aber errettete durch seinen und seiner Familie Kreuzestod viele Menschen

vor Elend und Tod. An seinem Beispiel entflammte sich der Eifer aller späteren sozialen Reformatoren; deshalb gilt er als Märtyrer, der mit seinem Lebensblut die Masse vom Joch erlöst hat.

Matsumi-Kozo war ein schlauer Dieb, der in jedes Haus, jeden Speicher oder anderen Verwahrungort einzubrechen vermochte, ohne je von der Polizei gefaßt zu werden. Seine Diebskunst war von der anderer Spitzbuben sehr verschieden. Nie stahl er den Armen auch nur einen Pfennig; im Gegentheil: ihnen gab er mit vollen Händen, was er den Reichen geraubt hatte. Die Mühsäligen und Beladenen liebten ihn und den Reichen war er nicht einmal besonders verhaßt, denn er nahm ihnen ja nur, was sie nicht unbedingt brauchten. Auf seine besondere Weise verbesserte er also die Gesellschaftordnung. Seine Gebeine ruhen im Herzen von Tokio, der jetzigen Hauptstadt Japans, sein Grab wird noch heute von allen Armen aufgesucht, die mit Weihrauch, Blumen und frischem Laub die letzte Ruhstatt dieses merkwürdigen Sozialisten schmücken. Diese kleine Geschichte mag zeigen, welchen Werth das Volk auf eine gerechte Vertheilung des Besitzes legt, da es sogar einem alten Dieb die höchsten Ehren erweist, den auch die eigentliche „Gesellschaft" nicht zu verdammen wagte.

Vor etlichen hundert Jahren lebte ein außerordentlich reicher Mann. Die damalige Regirung zog sein Besitzthum ein und vertheilte es unter das Volk, weil es nicht gerecht sei, daß ein Einziger solche Reichthümer besitze und durch dieses Privileg das gesunde Wachsthum der Gesellschaft verhindere, also den allgemeinen Interessen des Volkes schade. Auch hier haben wir wieder den Beweis, daß es schon in grauer japanischer Vorzeit gewisse Formen des Sozialismus gab. Die Revolution der Jahre 1854 bis 1864, die dem Feudalsystem ein Ende machte und auf dem Wege zur modernen Civilisation des Westens eine wichtige Etappe bedeutete, war die Morgenröthe einer sozialen Umwälzung und förderte mächtig das Wachsthum sozialistischer Ideen und einer Industrialisirung des Landes, die seitdem zum Hauptfaktor japanischen Lebens geworden ist.

Der sozialistische Gedanke wurde zuerst von einer Gruppe junger Leute nach Japan gebracht, die zugleich die Ideen der persönlichen Freiheit propagirten. So brachten die selben Leute den Individualismus und den Sozialismus des Westens nach Japan. Diese Agitatoren versuchten, eine politische Partei zu gründen, und bedienten sich dabei der sozialistischen Gedanken nur, um dem Volk zu gefallen und seinen Unwillen gegen die herrschenden Klassen zu erregen. Die politischen Parvenus, die sich an den Begriffen der Freiheit und Gleichheit entflammt hatten, brachten das Evangelium der französischen Sozialisten mit, dessen Lockung ihnen die Masse gewinnen sollte. Aus ihren Reihen sind die Führer der liberalen Partei hervorgegangen, deren leitender Kopf jetzt der Marquis Ito ist. Durch ihr Auftreten wurde der Sozialismus arg diskreditirt; und heute ist es so weit gekommen, daß der Japaner in jedem Sozialisten einen unvernünftigen Utopisten sieht. Der Sozialismus ist unserem Volk ein schöner Traum; Manche aber sehen in ihm ein „giftiges Ungeziefer" und seine Verkünder werden von der Gesellschaft in Acht und Bann gethan. Doch trotz allen Flüchen wächst der Sozialismus in Japan schnell. Heute schon haben wir sozialistische Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, trotzdem die Autoritäten und die herrschende Klasse gegen jede Regung des demokratischen Sozialismus wettern.

Die kaiserliche Universität ist nach deutschem Muster eingerichtet und die deutsche Gedankenwelt beherrscht unsere studentische Jugend. Daraus entstehen im innersten Empfinden dieser jungen Leute lustige Konflikte. Professoren und Studenten sind von deutschem Empfinden erfüllt; sie bewundern Bismarck, den Mann von Blut und Eisen, schwärmen für den Staatssozialismus, verdammen aber und hassen, wie Bismarck, die Sozialdemokratie, in der sie das gefährlichste Werkzeug zerstörender Mächte sehen. Sie sind also zwar für Staatssozialismus, für alle Arten sozialer Reform, Gemeindeeigenthum, Staatsbahnen, Genossenschaftwesen, entschiedene Gegner Dessen aber, was wir heute Sozialismus zu nennen gewohnt sind. Und dennoch sind auch sie Sozialisten, Gefühlssozialisten, — freilich von schüchterner Art und in ewiger Angst, sich durch offenen Ausdruck ihres Empfindens um Amt und behagliches Leben zu bringen. Sie wissen selbst, daß die Staatsbahnen nicht vom individualistischen, sondern vom sozialistischen Dogma gefordert werden, und dennoch verwirft diese sanfte Schaar von Akademikern den Sozialismus. Um ihre Stellung zu bewahren und ihr Vergnügen nicht opfern zu müssen, prostituiren sie Feder und Glauben. Ein einziger Professor — ich bin stolz, es sagen zu dürfen — lehrt seit dem Jahr 1900 offen die wahren Grundsätze des Sozialismus; er nennt sein Kolleg „Soziale Sittlichkeit.“ Ein anderer Professor las vor einigen Jahren über sozialistische Lehren unter dem Titel Wirthschaftgeschichte. Beide sind Christen. Langsam also, aber sicher faßt der Sozialismus Wurzel in unserem Volk. In einem sozialistischen Klub sind ungefähr dreißig Mitglieder vereint. Es ist die einzige rein sozialistische Institution, die wir haben. Die Labour world, eine seit drei Jahren von mir herausgegebene Arbeiterzeitung, predigt den Arbeitern den Sozialismus und hat ihm schon viele Köpfe gewonnen. Die Aufgabe war ihr freilich durch den wachsenden Druck des Kapitalismus leicht gemacht. Unsere gesellschaftlichen Zustände, die politischen wie die durch das Wachsen der Industrie bedingten wirthschaftlichen, sind der sozialistischen Gedankenwelt günstig und die Genossen im Westen dürfen sicher sein, daß auch bei uns der Arbeiterbewegung die Zukunft gehört.

Herr Ukichi Taguchi, M. P., ein hervorragender Nationalökonom der Manchesterschule, der zum einfachen Taxator geworden ist, kämpft unermüdlich gegen das Besitzrecht der Privilegirten. Auch Herr Garst hat an der Einführung sozialistischer Ideen mitgeholfen. Herr Tameyuki Amano, ein anderer ausgezeichneter Nationalökonom und überzeugter Sozialist, kämpft gegen das Unwesen der Börsen. Alle Klassen fördern unsere politische Arbeit und der Sozialismus wird über kurz oder lang in Japan zur Herrschaft gelangen. Die Kapitalisten beuten die Armen skrupellos aus, Regirung und Bourgeoisie sind bis auf die Knochen korrumpirt. Die ganze Politik athmet Sumpfgerüche aus. Fremde Kapitalisten, hauptsächlich amerikanische, drücken mit ihrem Gelde den Arbeitmarkt. Schon haben wir ein halbes Dutzend Trusts; und ihre Zahl wird rasch wachsen. Daneben aber wächst auch die Macht des Proletariates und der Tag ist nicht fern, wo auch wir japanischen Sozialisten, wie längst vor uns die Brüder im Westen, offen, muthig und des Sieges gewiß in den Klassenkampf eintreten werden.

Tokio. Sen Joseph Katayama.

Berliner Sezession.

Wer sich der undankbaren und gar nicht rühmlichen Aufgabe unterzieht, der urtheilenden Gerechtigkeit zu dienen, muß seine Seele zur Dirne machen. Es ist das Schicksal jedes Kunstbeurtheilers. Der Kritiker ist eine Künstlernatur; aber das Organ der Produktivität fehlt ihm: er kann, als Opfer grausamer Naturspiele, aus Gründen innerer Unzulänglichkeit nicht sagen, was ein Gott ihm gab, zu empfinden. Wie aber die galante Professionistin der Liebe keine schwangere Frau gehen sieht, ohne einen Schmerz, peinlich wie Gewissensstiche, zu spüren, so sieht der von der Natur zum Nachempfinden Verurtheilte nicht große Kunst, ohne daß Sehnsüchte, Träume und Hoffnungen, von hundertfacher Resignation niedergedrückt, immer wieder erwachten. In solchen Stunden glaubt er dann, so frei dazustehen, als wäre er der Bildner seiner Ideale, und seinen nicht langsam an Thaten, sondern allzu geschwind an Gedanken entwickelten Ansprüchen pflegen nur die letzten Ziele der Kunst gemäß zu scheinen.

In der diesjährigen Ausstellung der Berliner Sezession wird der so Gestimmte kaum ein halbes Dutzend Werke finden, vor denen sein ihm über den Kopf wachsendes Lebensgefühl ein schnelles und herzliches Ja sagen könnte. Die liebsten Instinkte hetzen ihn auf, die dreihundertundfünfzig Kunstwerke zu ignoriren, von der „Inneren Stimme" Rodins zu den Werken Vincents van Gogh zu schreiten, eine Weile vor den Bildnissen Monets und Renoirs zu verweilen und dann, mit einem letzten langen Blick auf die in Harmonie und Schönheit verklärte Venus anadyomene Böcklins, seiner Wege zu gehen. Aber dann kommt der Gewissenszwang zur Billigkeit, das Interesse an allem menschlichen Wollen, die Lust an historischen Entwickelungen, — und der Katzenjammer.

Alle diese Künstler, bis herab zum Kleinsten, haben doch Etwas geschaffen und durch Thaten erhärtet, worüber der nur Denkende leicht hinweggegangen ist. Das ist doch wohl mehr als ein sorgloses Emporwandeln über Anderer Lebensarbeit. So beginnt man denn, der demüthigenden Pflicht des Unfruchtbaren folgend, sein Gefühl in die besondere Art Fremder zu zwingen, es von jedem Temperament beschlafen zu lassen, und muß noch froh sein, wenn Einem, wie der Sappho Daudets, „die ganze Leier" zu Gebote steht... In solchem Zustande kommt man in dieser Ausstellung freilich ganz auf seine Kosten. Der Verstand hat dort ein hohes Vergnügen; es bieten sich, dank der sehr geschickten Organisation, Vergleichsmöglichkeiten, die mit dialektischer Schärfe ganze Gedankenreihen im aufmerksam Betrachtenden wachrufen. Dem großen Verlangen nach Melodie, Rhythmus und stilistisch geklärter Form wird nicht genug gethan, die höchsten Forderungen müssen

resigniren, wie überall in Kunst und Leben unserer Zeit; was aber bleibt, ist doch viel und, wenn man die Enttäuschung wieder einmal verwunden hat, bedeutsam genug.

Es ist von journalistisch urtheilenden Schreibern beklagt worden, daß in dieser Ausstellung so viele Fremde sind, daß manchem deutschen Talent der Platz genommen worden ist. Die alte Leier des Kunstpatriotismus. Wenn die Sezessionausstellung neben der großen Kunstmesse am Lehrter Bahnhof nur ein bevorzugter Platz wäre, wohin die berliner Künstler ihre Schweine zu Markt treiben, käme bei diesen Veranstaltungen nicht viel heraus. Eine Ausstellung wie die diesjährige nützt den jungen Talenten indirekt mehr als eine unmittelbare Veröffentlichung ihrer Arbeiten. Denn ein halbes Dutzend solcher Ausstellungen, die ein klares Bild von Dem geben, was die bildende Kunst der Gegenwart bewegt, kann gar nicht ohne tieferen Eindruck auf die gesammten Kunstverhältnisse bleiben. Das Verständniß des Publikums wird zwar nicht besser; aber die Wahrheit wird, weil ihre historische Nothwendigkeit und kulturelle Bedeutsamkeit durch die internationale Allgegenwart der selben Ideen dokumentirt ist, zwingend. Wie könnte der nach Aufklärung Verlangende ein Verhältniß zu Liebermann, Hofmann, selbst zu Hübner und Anderen finden, ohne van Gogh zu kennen, d'Espagnat, Monet und Renoir? Wir haben es hier ja nirgends mit ganz genialen, überragenden Naturen zu thun, die, wie Böcklin, ohne Blick in Vergangenheit oder Zukunft, nur durch die rein menschliche Gewalt ihrer Kunst Verständniß erzwingen, sondern mit Talenten, die einer großen Kunstidee als Kämpfer eingeordnet sind und nur als kompakte Masse einen Hauch von Größe verbreiten.

Wir haben Ursache, den Malern erkenntlich zu sein; manchen Genuß lehrten sie uns. Vor ihren Lichtanalysen und Entdeckungen farbiger Reize hat sich unser Auge gebildet, so daß wir jetzt überall in ihrem Sinn das Schöne selbst zu entdecken befähigt sind. Ein Fragezeichen steht freilich hinter all diesen Genüssen; die Lust am Charakteristischen, das angeregte Schauen der konkreten Mannichfaltigkeit in der Schöpfung sind noch nicht eine Bethätigung des Schönheitsinnes. Die Idee fehlt dieser in die Breite gehenden Aesthetik, wie die führende Handlung dem naturalistischen Drama. Je größer die Virtuosität des Auges wird, um so lauter meldet sich eine gewisse Trostlosigkeit. Man hat nur Form und langt nach Inhalt.

In den hinteren Wänden der Ausstellung sind ein paar Thüren ausgehoben, um kühlenden Zugwind hereinzulassen. Einen schönen Garten sieht man da, eine Tanzmusik von sonnigen grünen Farben vor blauen Holzwänden, Wirthschafttische mit bunten Decken stehen auf violetten Wegen, Kinder in hellen Kleidern spielen vorüber: ein Bild, wie die Modernen es oft zu malen versucht haben. Es ist ihnen nie ganz gelungen, solche glühende

Farbigkeit zu erreichen; natürlich: mit Farben kann man nicht das Licht wiedergeben, das jene erst hervorruft. Aber daß ich nun so vergnüglich die Kraft und Zartheit der Töne, im Innersten angeregt, aufnehme, das Verwirrende mit dem disziplinirten Auge entwirren kann, danke ich doch den Malern und ihren leidenschaftlichen Versuchen. Aber jetzt — Undankbarkeit ist Pflicht — fliehe ich vor den Bildern und bleibe in der Natur, denn sie ist nicht nur Bild, sondern ein Ganzes, das all mein Lebensgefühl steigert. Warum sollte ich das Kunststück der Nachahmung dem Original vorziehen? Will der Künstler wirken, so male er nicht die optische Erscheinung, sondern eine Empfindung, damit ich mich darin spiegele wie im Auge der Geliebten. Die jungen Maler aber sprachen seit Jahren: „Das Publikum muß erst wieder sehen lernen". Mit solchen Worten erniedrigen sie ihre Kunst zur Pädagogik, machen aus ihrer Noth eine Tugend. Jetzt endlich wird eine leise Schwenkung bemerkbar; die so arg vernächlässigten architektonischen Kunstmittel werden aus verstaubten Winkeln zusammengesucht.

Vor den Landschaften merkt mans besonders deutlich. Ganz dekorativ komponirt und kolorirt sind Kaisers Baumgruppen am Wasser; und eine feierlich empfundene Abendstimmung baut Frenzel in der Hauptsache mit hohen Silhouetten auf. Dann malt er aber eine vulgäre Rindviehheerde in die heroische Ruhe hinein; das Problem begann dort erst: die stilisirende Darstellung der Landschaft mußte auch auf die „Staffage" übertragen und Lebewesen mußten gefunden oder erfunden werden, denen das pathetische Sonderleben dieser Welt ganz gemäß ist. Höheren Ansprüchen halten alle Versuche der dekorativen Gruppe, wozu noch fünf oder sechs junge Landschafter gehören, nicht Stand. Es ist in allen Arbeiten viel Brachtisches: ein Gemisch von wahrer Empfindung und Dekorationmalerei; das Liniengefühl ist trivial und unpersönlich, das romantische Pathos bewegt sich noch immer in den Empfindungskreisen Prellers und Schirmers. Böcklin kommt freilich auch von diesen Beiden her; gerade er zeigt jedoch, welches ungeheure poetische Temperament nöthig ist, um auf diesem breiten Jugendwege zu Eigenem zu gelangen. Und doch naiv zu bleiben! Leistikow hat seinen persönlichen Stil gefunden; aber wo ist seine frühere Unbefangenheit geblieben? Mit welcher verbissenen Absichtlichkeit ist die „Villa im Grunewald" gemalt! Die Gespensterhaftigkeit dieser Stimmung ist das reine Dreifarbensystem des Simplizissimus. Die märkische Landschaft gehört dagegen zu seinen ausdrucksvolleren Arbeiten. Leistikow will mit der Landschaft zu viel sagen; die Dehnung der Linien sprengt den engen Rahmen: seiner Eigenart gehört die Wandfläche. Als Ganzes möchte er die Natur in sich aufnehmen; was er aber künstlerisch wieder von sich giebt, ist nur eine starkgeistige Spezialität. Ueberhaupt: die Meisten begreifen eine Nuance der großen lebendigen

Natur und zehren von einer engen Erkenntniß ein ganzes Leben lang. Trübner berauscht sich an den satten, wohltönenden Farben, vor Allem am tiefen Blaugrün des Laubes, und sucht diese Nuance und ihre komplementären Gehilfinnen immer wieder auf. Er malt, mit freier Innigkeit durch die Fenster seines glücklich, aber einseitig gearteten Farbensinnes blickend, die baumreichen Taunusthäler mit den sich weich hineinschmiegenden Städtchen und Dörfern. Daß er weiter greift und, um die malerische Wirkung des Nakten im grünen Laub zu zeigen, einen so großen antiken Stoff bemüht wie das „Urtheil des Paris", ist ein Zeichen merkwürdiger Kritiklosigkeit und naturalistischer Einfalt. In Thoma gipfelt die Gruppe der nationalistischen Maler, der Heimathempfinder, wozu auch Volkmann, Steppens und vor Allem der ernsthafte Schultze-Naumburg gehören. Bis auf Thoma sind es Talente zweiten und dritten Ranges; und selbst Thoma ist kein Höhenmensch, trotz allen literarischen Gegenversicherungen. Mitunter gelingt ihm das Tiefe, besser noch das Heitere: das Große nie. Er versucht es auch nicht. Ihm ist die Natur ein Bilderbuch, das Leben ein tiefsinniges Märchen; den Streit und Unfrieden flieht er, ohne den Versuch, sie zu überwinden. Die leidenschaftlichen Gewalten des Lebens, die zeitlichen äußeren und ewigen inneren, erregen ihn nicht; er fragt nur, mit andächtigen Sinnen, wie das Leben doch gemeint sei. Die stille, sich selbst genügende Poesie ist ihm der Frühlingssaft, der in allen Lebensknospen schwillt, und so belebt sich unter seiner Hand die ganze Schöpfung mit dem milden Geiste des Nachbildens. Mit fast naiver Treffsicherheit drückt er seine Stimmungen formal aus, mit Kunstmitteln, die eben so wie sein Wesen sind: bedächtig abgeklärt, väterlich reif, etwas eng und etwas pedantisch. Der Zweifel kommt nicht auf seine Palette. Die Stimmung des Betrachters bleibt vor allen Bildern gleich und wohlthuend, ob man die „Quelle", den „Sonnenuntergang" oder das „Paradies" betrachtet. Es ist ungefähr so, als hörte man ein Quartett von Haydn.

Dann aber treffen uns andere, kühne, phantastisch präludirende Klänge, die zu ganz verschiedenen Empfindungskreisen hinüberleiten. Ludwig von Hofmann hat die zarte, helle Lyrik verlassen und frappirt durch eine wild rauschende Gemüthsstimmung, die in einem heißen Bilde dieses Winters schon angekündet wurde. Die Technik der Neo-Impressionisten ist von ihm aufgenommen und so eigenartig angewandt worden, wie dieser talentvollste deutsche Maler der Gegenwart jede Anregung verarbeitet. Aber noch ist nichts zu sagen; man muß abwarten, was da werden will. Zweifellos scheint, daß der noch nicht Vierzigjährige an einem Wendepunkt seiner Entwickelung steht, und es wird von höchstem Interesse sein, zu verfolgen, wie der Empfindungumschwung sich eigene Kunstmittel schafft. Die „Mänade" ist groß und leidenschaftlich gedacht, in der Hauptsache mit poetischem Schwung durchge-

führt, in Einzelheiten aber noch unmotivirt hart. Schön, wie stets, ist die geschickte Verwendung der perspektivischen Wirkung. Eine ungeheure Kühnheit liegt darin, die unschmiegsame Technik der Pointillisten mit so leidenschaftlichem Gehalt füllen zu wollen. Hofmanns Kunst ist ein Zwischenreich: die Empfindung ist der Böcklins etwas verwandt, der Thomas doch nicht ganz fremd; alles Formale aber ist im Geist der modernen Impressionisten und Linienkünstler gedacht.

Von ihm muß man zu dem kolossalen Vincent van Gogh gehen, für dessen endliche Bekanntschaft man der Leitung der Ausstellung verpflichtet ist. Das ist einmal ein ganzer Kerl! Ein Malerinstinkt, wie er stärker nicht zu denken ist. Mit wilden Pinselhieben bringt er seine Eindrücke auf die Leinwand; was dem Laien auf den ersten Blick sinnlose Uebertreibung scheint, ist ein Extrakt, woraus unzählige Maler sich schon ein Bettelsüppchen gekocht haben. Seinem Blick ist alles Wesentliche unausweichlich. Und während er mit wenigen Farben ein Stück Natur begreift, umschreibt sein Pinsel die Gegenstände mit ornamentalen Linien. Neben diesen fahlen van de Veldes Bilder, die seltsamen Gärten und Gebüsche, die schon ganz Ornament sind und doch auch wieder Natur. Der Belgier hat, indem er die Konsequenzen seiner im Grunde architektonischen Begabung zog, den sich auch in van Gogh so mächtig äußernden Drang zur Linie kunsthistorisch erklärt. So erscheint er als Uebergangskünstler. Doch welch ein Maler ist er, ganz persönlich betrachtet! Ein Gebüsch, in dem die Lichter bis zum Weiß hinauf, die Schatten bis zum Schwarz hinabsteigen, ist wohl der Gipfel der Ausdrucksmöglichkeit.

So befinden wir uns schon im Kreise der französischen Schule; die Betrachtungweise braucht andere Standpunkte. Die Künstler des Impressionistenkreises sind Meister des Naturalismus und doch mehr als leere Naturnachahmer. Sie haben keine Poesie, aber Leidenschaft; und wie leicht ist die nicht mit jener zu verwechseln! Die Romanen sind nie kleinlich in ihrem Wahrheitdrang. Das sind die Germanen in ihrer Empfindung so oft. Auch können Jene so sehr viel mehr als unsere tiefen Gemüther.

Die beiden besten Leistungen von Franzosen sind Bildnisse — zwei Frauenportraits von Monet und Renoir —, liegen also auf einem Gebiet, das der äußeren Erscheinung fast ganz gehört. Die Franzosen nehmen das Bildniß anders als etwa unser Lenbach. Der sammelt mit hohem Kunstverstand die plastischen Wesenszüge, studirt die Inkarnationen eines Charakters: er resumirt die unendliche Ausdrucksfolge. Jenen dagegen ist nicht das vom Verstand Erkannte wichtig, sondern das vom Auge Gesehene; sie gehen nicht von den plastischen Expressionen des Charakters aus, sondern von den malerischen Impressionen der Erscheinung. Die eine Anschauung arbeitet von innen nach außen, die andere von außen nach innen. Wobei

es dann manchmal vorkommt, daß beide in der Mitte auf einander treffen. Lenbachs Art bringt bessere Portraits hervor, die der Franzosen bessere Bilder. Die Frauenbildnisse in der Ausstellung sind erstaunliche Leistungen und sollten, da sie einander wunderbar ergänzen, als Zeugnisse moderner Portraitkunst in einer Sammlung vereint werden. Monets in breiter Handschrift heruntergemalte Frau ist, wie sie ins Bild hineinschreitet, bezwingend unmittelbar gefaßt, meisterlich in den Raum komponirt und mit reifstem Geschmack durchgeführt. Die Wahrheit ist diesem Maler nie ein Raisonnement — die beiden Hafenbilder bestätigen es —, sondern ein Schicksal, dem er sich unterwirft wie der Nothwendigkeit. Renoirs „Frau mit Sonnenschirm" zeigt die weiche, sinnliche Auffassung, die diesen Maler der süßen, einschmeichelnden Farbe charakterisirt. Wie das Fleisch unter hellem, durchbrochenem Stoff gemalt ist, wie graue und grüne Töne abgestimmt sind, Alles zweckvoll aufs Ganze zielend: Das gehört zum Eigenartigsten der ganzen neueren Malerei.

Ein großer Theil der Besucher gefällt sich vor dieser tüchtigen Leistung in höhnischen Grimassen, weil Hut und Kleid der Dame unmodern sind. Die selben Leute nennen den Namen Velasquez nur mit himmelnden Blicken. Uebrigens nimmt das Publikum sich musterhaft zusammen; es gehört zur Bildung, hier zu sein, und ist ein angenehmer Sonntagsgenuß vor dem Diner im Weinrestaurant. Wenn nur nicht so viel Heuchelei dabei wäre! Die hat uns schon beschert, was man in Stadt und Land mit dem Tollhausnamen „Sezessionstil" bezeichnet. Dieses Nippen von vielen geistigen Getränken erzeugt bei Jedem, der nicht ganz trinkfest ist, einen furchtbaren Rausch.

Um im Vergleich zu bleiben: wie alter schwerer Wein mit starker Blume ist die Kunst Jakobs Maris; volle, einheitliche Empfindungen strömen daraus hervor. D'Espagnat ist ziemlich unbedeutend vertreten. Pissarro mit seinem Flußbild vorzüglich. Raffaëlli hat sich eine Manier zurechtgemacht, von der er nicht abgeht. Die ursprüngliche Idee war treffend. Man kann seine Straßenbilder mit dem schwärzlichen Menschengewimmel illuminirte Kartons nennen.

Was vorhin von der Unzulänglichkeit des Naturalismus gesagt wurde, wäre nun eigentlich auf die deutschen Nachfolger der französischen Malerschule anzuwenden. Dennoch würde es nicht ganz stimmen, weil gerade sie unsere temperamentvollsten Könner sind. Allen voran Liebermann. Seine „Reiter am Strande" sind so scharf beobachtet, der scheinbar photographirte Bewegungmoment ist in Wahrheit das Ergebniß einer so klugen Auslese und die Gestalten stehen so fein im Raum, daß dieses Bild viel mehr giebt als eine künstlerisch gefaßte Episode. Die Farbe freilich ist trocken; in der Reproduktion gewinnt das Bild wahrscheinlich, weil dann alles Schöne erhalten, das Unvollkommene aber ausgemerzt wird. Mehr als jeder Andere ist Lieber-

mann der Maler der Passivität; er schildert die „leidende Natur". Die Resignation ist natürlich nicht in der Natur, sondern im Künstler; die Freudelosigkeit und der allzu kluge Skeptizismus ergeben sich daraus; aber eine Art von Größe blickt dahinter hervor, die zum Respekt zwingt. In weitem Abstande folgt Hübner, der sich noch schwitzend mit dem subalternen Naturalismus herumschlägt. Seine Bilder verläßt man mit dem Gefühl: es kann wohl so sein; dann ist man jedoch damit fertig. Eben so virtuos fast wie Liebermann ist Uhde, der zum zwanzigsten Mal seine Töchter im Garten gemalt hat. In den religiösen Bildern der früheren Epoche war ein eigenes Wollen; in diesen Gartenschilderungen ist Können, — man ist versucht, zu sagen: nur. Ein stärkerer Skarbina ist der Norweger Werenskjold: sein Blick ist größer, die Konzeption freier als die des berliner Künstlers mit dem Boulevardtemperament. Das „blonde Mädchen" ist ein feines, sonderlich geschmackvolles Kunstwerk, das Portrait Björnsons ein nicht ganz geglückter Versuch, den aufgeregten Dichter innerlich zu fassen. Kurt Herrmann tritt eben in ein neues Entwickelungstadium; die Lust zur Farbigkeit hat ihn zum Neo-Impressionismus geführt. Die ersten Resultate, die im Frühjahr bei Cassirer ausgestellt waren, mit den hier befindlichen Bildern zusammengehalten, geben eine sehr gute Meinung von seinem Streben. Die ferneren Begegnungen der rücksichtlosesten Maltechnik mit einem persönlichen Geschmack, der sich neunmal gehäutet hat, werden manche werthvolle Aufklärung bringen.

Geistige Mestizen sind stets unfrohe Menschen. Groß angelegte Naturen unter ihnen erleben tragische Schicksale, wie Segantini. Dem Italiener, dessen Sehnsucht so weite Schwingen gewachsen waren, der ein wahres Christusherz hatte, erging es wie einem seelenvollen Sänger, dessen Stimme metallisch und eiskalt klingt. Hinreißendes sollte gesagt werden, doch kühl und schneidend kam es heraus. Segantini war tief vom sozialen Mitleiden erfüllt, hatte aber den Habitus eines Aristokraten der Kunst. So ward er ein Opfer der Zeit, die mit ihren unlöslichen Widersprüchen ihre bestgearteten Kinder um Ruhe und Glück ängstet. Dieser wollte das Unvereinbare vereinen; Dichter und Maler haben sich in ihm nicht finden können. Vor den Bildern fühlt man stets den tiefen Ernst seines Ringens. Peinlich, fast widerwärtig berühren dagegen die Malereien Brandenburgs, der auch von zersplitterten Empfindungen in die Irre geführt wird. Wenn irgend Etwas der künstlerischen Erziehung bedarf, so ist es die Phantastik. Dieser Maler aber empfindet seine Stoffe nur literarisch, mit ungesunder, erdenschwerer Einbildungskraft, und hat kein Gefühl für die Grenzen der Malerei und Poesie. Auf mich machen seine gequälten Symbolisirungen stets den Eindruck, als hätte ein vom Verfolgungwahn Gepeinigter sie hervorgebracht. Wie klar und einfach wirkt dagegen der Russe Somoff! Für jedes Bild

hat er eine dem Stoff zusagende Technik und immer bewahrt er sich etwas National-Russisches, das wie die Musik einer Balalaika anmuthet.

Diesen Gedankenmalern gegenüber stehen die reinen Techniker. Der animalisch gesunde Corinth wünschte den Kontrast von Fleisch und Eisen zu malen und nannte seinen vortrefflichen Akt neben einem Mann in der Rüstung „Perseus und Andromeda". Zorn, der große Virtuose der Palette, zeigt, mit welcher Bravour in Oelfarbe gearbeitet werden kann. Auch Leibl, das Ehrenmitglied der Sezession, muß hier genannt werden, trotzdem man sich mit solcher Behauptung einem Scherbengericht aussetzt. Daß er einer der größten Könner ist, die es giebt, kann natürlich nicht bezweifelt werden; daneben ist er ein Phänomen an Temperamentlosigkeit. Ein Riese, sechs Fuß hoch, schrumpft sich Stunden lang vor der einen Quadratfuß großen Leinwand zusammen; und schließlich zerschneidet er mitunter seine Bilder. Sie lassen sich zerschneiden und die Theile bleiben noch kostbare Waare. Ihm war die Kunstübung eine Pflicht; darum ist ihm die Phrase so fern wie die schöne Wallung. Er that immer das Richtige, — und jetzt nimmt man für ihn die „ganze Wahrheit" in Anspruch. Es ist nur die Wahrheit des gesunden Menschenverstandes, die immer Recht behält, doch durchaus nicht das letzte Recht ist. Um diese ideale Malermeisterlichkeit schaaren sich nun die Bewunderer aus allen Lagern. Wenn Leibls Bilder hier wenigstens nicht neben Böcklins hingen, so nah dem „Sommertag", dem „Krieg" und der herrlichen Venus anadyomene! Das ist Kunst! Hier badet sich das Auge nach allen Anstrengungen, aus der athemlosen Schwüle des Erkenntnißdranges flieht man zu diesen dunklen Fluthen, aus denen in kühler Reinheit, in ihrer ganzen festlichen Gottesfreudigkeit, die Schönheit emporsteigt. In den anderen Sälen debattiren die Bilder; hier ist feierlich frohe Musik, ein Schmetterlingsspiel der Anmuth, der erste jauchzende Zuruf des Lebens, nach all den Sentenzen ein Gedicht, nach allen Zweifeln ein Gebet. Das Lebensgefühl steigert sich hymnisch und der große Tote reicht aus seiner Ewigkeit Jedem, der sie begehrt, die goldene Frucht der Lebensfreude. Klug zu werden, lehren uns alle die Anderen; glücklich zu sein, lehrt nur dieser Eine. Darf man da fragen, wer von ihnen uns reicher beschenkte?

Rodin versorgt in diesem Jahr alle größeren Ausstellungen mit Gipsabgüssen und hat überall einen Erfolg. Der konnte auf die Dauer nicht ausbleiben, denn der Franzose ist bei allem Genie zu sehr Schauspieler, als daß er seiner endlichen Wirkung nicht sicher wäre. Mit der Natur Richard Wagners hat die seine viel gemein. Neben grandiosen Gliedermassen kluge technische Unarten, das tiefste Formgefühl gepaart mit witzigen Experimenten. Dieser Künstler fordert mehr als eine kurze kritische Notiz; läßt man sich mit ihm ein, so findet man kein Ende. Der „Bürger von Calais" ist einer

der Sechs, die im Denkmal verkörpert sind, wie sie dem halb freiwilligen Opfertod für ihre Vaterstadt entgegen gehen. Man möchte das ganze Monument sehen, um die Wirkung des Einen auf den Anderen zu erkennen. Dieser ist in seiner Art ein geschlossenes Kunstwerk für sich, was nicht sehr zu Gunsten des ganzen Denkmals spricht. Seit achtundvierzig Stunden hat dieser Mensch sich mit dem Tode unterhalten, der Blick ins schwarze Nichts hat in seinen Augen Schatten zurückgelassen, denen das gramvolle Entsetzen vor dem Unentrinnbaren Furchen und Falten zum Aufenthalt gegraben hat. Aber nicht eine äußere Macht schafft das Unabwendbare, sondern der fanatisirte Wille, der das Wimmern der Lebenskraft erstickt, der Trotz, der dem Schicksal ins Gesicht speit, die an sich selbst berauschte Verachtung, die unter dem Kreuze wie ein Triumphator einhergeht. Dennoch schrumpfte dieses Werk fast zusammen neben der ornamentalen Ausdrucksgewalt der „Inneren Stimme", eines Torso vom Denkmal Victor Hugos. Es ist das Stärkste, was es für unsere Nerven geben kann. Der großen Silhouette zu Liebe hat Rodin die ganz in sich versunkene Gestalt ohne Arme gegeben und ihr ein Knie glatt weggeschlagen; er kümmert sich um keine Logik als um die besondere seiner gestaltenden Ideen. Da er ein Voranschreitender ist, hat er die Pflicht, so rücksichtlos das Wesentliche zu betonen. Ein treffender Beweis, daß die bedenklichsten Situationen von der Schönheit ganz verklärt werden, ist die mit unendlichem Kunstverstand komponirte kleine Marmorgruppe „Ovids Metamorphosen".

Natürlich ahmt Jeder Rodin nach. Einige im Dativ; die Meisten im Akkusativ. Klimsch hat es in seiner Gruppe „Der Kuß" entschieden im vierten Kasus gethan. Wer die gleichnamige Skulptur Rodins nicht kennt, hält die Arbeit des Berliners mit Recht für eine hervorragende Leistung. Sieht man aber genauer zu, auf die Hände, auf das Einzelne, das der Franzose psychologisch so fein durchgearbeit hat, dann merkt man die Kluft.

Meunier darf seinen Arbeiterkopf mit Recht „Das Leiden" nennen; denn hier hat das Schicksal seine Spuren so groß und monumental gegraben, daß das Persönliche die Kraft eines lebendigen Symbols erhält. Ein Thiermodelleur von besonderem Können ist Gaul; er weiß durch eine feinsinnige Mäßigung die leicht zu treffende Charakteristik wilder und zahmer Thiere ins Monumentale zu steigern.

Die Skulptur giebt uns reineren Genuß als die Malerei; sie hat eben den Vorzug, nie ganz ohne Stil zu sein, weil all ihre Voraussetzungen einen unfreien Naturalismus verbieten. Welche starken unmittelbaren Wirkungen mit architektonischen Kunstmitteln zu erreichen sind, lehrt die „Innere Stimme", auf deren Einflüsterungen unsere Künstler hoffentlich mehr und mehr horchen lernen. Es giebt keinen anderen Weg zur Vollkommenheit.

Friedenau. Karl Scheffler.

Der erste Stoß.

Das erste Sturmwehen ist vorüber. Und der Börse ist, nach weltberühmtem Muster, Zeit zum Verschnaufen gegeben. Besonders erfreut über diese Ruhepause sind natürlich die Bankdirektoren, die seit langer Zeit zum ersten Mal wieder wagen dürfen, zu gewohnter Abendstunde ihr Bureau zu verlassen, und die sich hin und wieder wohl auch den Luxus einer unruhlos durchschlafenen Nacht leisten können. Allerdings ist die Gefahr durchaus noch nicht vorüber; und Niemand sieht die noch am Himmel hängenden Wetterwolken besser als gerade die Bankdirektoren, die aus ihren Büchern alle Gefahren der Situation ablesen können. Wie anders als noch vor Jahresfrist wirkt dieser Bücher Zeichen heute auf sie ein! Das Mißtrauen der Bevölkerung hat wie ein wüthender Orkan in den einzelnen Konten der Banken gehaust. Aus den Instituten, die mit vollen Segeln in die bewegten Meere der Kreditwirthschaft hinausgeschifft waren, sind Wracks geworden, denen an allen Ecken und Enden das Allernöthigste fehlt. Der Stolz unserer Geldinstitute, die Depositenkonten, auf deren Blättern die Vertrauensvoten des Publikums verzeichnet waren, sind zerstört: die bis jetzt veröffentlichten Semestralbilanzen der Banken haben ein beredtes Zeugniß dafür abgelegt. Und auch den Banken, die eine Veröffentlichung der Semestralbilanz nicht für nöthig befunden haben, dürften die Depositengelder gewiß nicht in geringerem Umfang aus den Schränken und Stahlkammern geholt worden sein. So erzählt man — um ein illustres Beispiel anzuführen, erwähne ich den Fall —, daß allein die Dresdener Bank um etwa 50 Millionen Mark geschwächt worden ist. Diese Bank glaubt nicht, sich durch eine Semestralbilanz vor dem Publikum rechtfertigen zu müssen. Der ihr in Bezug auf finanzielle Sicherheit doch nicht im Mindesten nachstehende Schaaffhausensche Bankverein zeigte sich weniger stolz. Mit Recht; denn nichts scheint in so bewegten Zeiten unangebrachter als die leider im Deutschen Reich üblich gewordene Sitte, mit dem Publikum nur von oben herab zu verkehren. Das geht heute wirklich nicht mehr. Mag sich die Dresdener Bank noch so hoch, noch so „gut" dünken: sie kann nicht leugnen, sich selbst nicht darüber täuschen, daß sie von unseren großen Banken das Institut war, auf das an kritischen Tagen das Publikum mit dem stärksten Mißtrauen sah. Da wäre doch das Verständigste und, wie mir scheint, auch Anständigste, muthig auf den Markt hinauszutreten und vor allem Volk offen zu sagen: So und so ist unsere Lage; Euer Mißtrauen ist nicht gerechtfertigt; Ihr seid durch ein Vorurtheil geblendet, getäuscht. Die Leiter der Dresdener Bank sind klug genug, um zu wissen, daß ein stolzes Schweigen in solcher Zeit nicht zur Beruhigung der Menge ausreicht. Im Gegentheil: daß die Direktoren der Dresdenerin alle Vorwürfe und Verdächtigungen schweigend hinnahmen, hat ihnen und dem von ihnen bewachten Kindlein mehr Mißtrauen zugezogen als das Wort der paar kritischen Stimmen.

Ueberhaupt scheint unseren Bankleitern noch immer nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß es für sie gar keine weisere Politik giebt als eine Flucht — oder, höflicher, ein Vormarsch — in die Oeffentlichkeit. Wird jedesmal der Status offen dargelegt, wird besonders bei größeren finanziellen Katastrophen von vorn herein festgestellt, mit welchen Beträgen das einzelne Institut betheiligt ist, dann wird solche Aufrichtigkeit natürlich für den Augen-

blick mehr oder weniger Verstimmung und Depression unter den Aktionären schaffen. Das ist nicht angenehm, hat aber einen einigermaßen ausgleichenden Vortheil. Denn durch solches Handeln wird den Aktionären wenigstens das Vertrauen eingeflößt, daß sie auf die Direktion, die nichts zu beschönigen versucht, bauen können und keine allzu peinlichen Ueberraschungen zu fürchten haben. Wartet man aber mit der Beichte, bis sie von den Umständen direkt erzwungen wird, so sät man schädliches Mißtrauen und muß sich gefallen lassen, daß auch künftig die Kundgebungen der Direktion nicht mehr besonders ernst genommen werden. Einer solchen taktischen Unklugheit hat sich die Nationalbank für Deutschland schuldig gemacht. Erst aus der letzten Semestralbilanz haben die Aktionäre zu ihrer großen Ueberraschung erfahren, daß die Bank nicht nur bei der Allgemeinen Deutschen Kleinbahngesellschaft einen ganz beträchtlichen Schaden erleidet, sondern auch, daß sie mit einem größeren Betrag bei der Leipziger Bank betheiligt war. Hat die Direktion nun aber schon einmal versäumt, gleich nach dem Zusammenbruch der Leipziger Bank ihren Aktionären reinen Wein einzuschänken, so wäre es ihre Pflicht und Schuldigkeit gewesen, jetzt wenigstens genau die Höhe der Betheiligung anzugeben. Statt so vorzugehen, hat man sich mit der Erklärung begnügt, daß für die Betheiligung bei der Kleinbahngesellschaft und bei der Leipziger Bank der außerordentliche Reservefonds in Höhe von $2^1/_2$ Millionen Mark vorhanden sei. Daraus mag sich der Aktionär nun einen tröstenden Vers machen, wenn er das nöthige Talent hat.

Eins ist ja heute schon sicher: sämmtliche Banken werden beträchtlich geringere Dividenden auszahlen als im vorigen Jahr. Dazu werden sie gezwungen sein; denn alle haben, mit Ausnahme der Deutschen Bank, der Noth gehorchend, ihre Geschäfte eingeschränkt und ihre Anlagen sind in natürlicher Folgewirkung erheblich zurückgegangen. Selbst wenn sie noch Kredit gewähren konnten, so verhinderte der niedrige Zinsfuß irgendwie nennenswerthe Gewinne. Sehr nennenswerth aber sind im Konsortial- und Effektenkonto die Verluste. Die Bilanzen des ersten Halbjahres geben durchaus keinen brauchbaren Maßstab für die Beurtheilung des Jahresergebnisses, denn erst im zweiten Semester werden die Nachwehen der Zusammenbrüche fühlbar werden, — wenn diesen Katastrophen nicht gar noch neue folgen. Nur zwei Banken haben in Deutschland eine Ausnahmestellung: die Diskontogesellschaft und die Deutsche Bank. Die Diskontogesellschaft läßt sich allerdings ihrer ganzen Anlage nach und wegen der geringen Zahl der Depositengläubiger nicht in den Rahmen unserer anderen Effektenbanken zwängen; sie hat den Vortheil, daß ein run auf ihre Kassen niemals die Bedeutung gewinnen kann, die er bei anderen Instituten hätte und hatte. Ob aber die Diskontogesellschaft aus der jetzigen Krisis besonders gut herauskommt: Das wird mit einiger Sicherheit erst zu beurtheilen sein, wenn die Dortmunder Union über die schwierigen Verhältnisse, unter denen sie heute leidet, hinwegbugsirt ist.*) Bei der

*) Seit Plutus schrieb, ist die Rohbilanz der Dortmunder Union für das Geschäftsjahr 1900/1901 veröffentlicht worden. Pardon wird vielleicht gegeben; Dividende aber wird nicht vertheilt. Den dortmunder Herren ist eine geschickte Gruppirung der Ziffern wohl zuzutrauen; aber sie müssen sich, seufzend, zu dem Geständniß bequemen, „daß die Union durch die Wendung der Konjunktur hart

Deutschen Bank liegen die Dinge ganz anders. Sie steht beim Publikum in dem Ruf, die einzig sichere Bank Deutschlands zu sein; in Massen sind ihr die Depositen, die anderen Banken von Erschreckten abgeholt waren, zugetragen worden. Das setzt diese Bank in den Stand, auch fernerhin sich noch von den billigen Depositengeldern ernähren zu können. Doch hängt die Beantwortung der Frage, ob eine Bank sich das Vertrauen des Publikums dauernd bewahren kann, zum wesentlichen Theil von der Art ab, wie sie die ihr zufließenden Vertrauensgelder festlegt. Daß die Deutsche Bank einen Theil der Gelder, die ihr von verängsteten Kunden anderer Banken überbracht wurden, benutzte, um die in Bedrängniß wankenden Banken zu stützen, war kaum zu vermeiden; denn wer hätte einem neuen Erdbeben in der Bankwelt noch Stand gehalten? Bedauern aber müßte man, wenn die Deutsche Bank sich durch die Fülle des ihr zur Verfügung stehenden Kapitals verleiten ließe, größere Interventionkäufe an den Börsen vorzunehmen. Trotz ihrer unter den obwaltenden Umständen immer noch günstigen Lage wird wohl auch die Deutsche Bank weniger Dividende bezahlen müssen. Sie war, wie es bei einem so weitverzweigten Institut ja nicht anders möglich ist, an zu vielen Affairen betheiligt, als daß die Krisis ganz ohne Einfluß auf ihre Dividende bleiben könnte. Bekanntlich ist sie Hauptaktionärin verschiedener Provinzbanken, zum Beispiel der Hannoverschen Bank. Dieses Institut wird wahrscheinlich durch seine starke Betheiligung bei Terlinden diesmal verhindert sein, überhaupt eine Dividende zu vertheilen. Rein bilanztechnisch hat Das ja allerdings keinen Einfluß auf das Geschäftsergebniß der Deutschen Bank, weil in der letzten Bilanz die Dividende der Hannoverschen Bank für das Jahr 1899 zur Verrechnung gelangt ist, so daß diesmal erst die immer noch recht stattliche Dividende für das Jahr 1900 auf dem Gewinnkonto der Deutschen Bank erscheint. Aber es ist wohl anzunehmen, daß die Direktoren der Deutschen Bank diesen Betrag nicht ganz vertheilen, sondern, mit Rücksicht auf den ja schon sicheren Ausfall im nächsten Jahr, einen Theil der hannoverschen Dividende für die Zukunft in Reserve stellen werden. Die Deutsche Bank braucht den thörichten Fehler, 1900 mit der selben Dividendenhöhe wie auch am Schluß dieses schlimmen Jahres prunken zu wollen, um so weniger zu begehen, als sie selbst mit einer um zwei Prozent niedrigeren Dividende noch immer an der Spitze aller deutschen Banken marschiren wird.

Plutus.

---

getroffen worden ist." Sie war gezwungen, ihre Produkte billiger zu verkaufen, und die unbarmherzigen Syndikate ließen ihr bei der Abnahme bestellter Rohmaterialien doch nichts an den Preisen nach. Und während 1900 bis zum ersten Juli für fast 30 Millionen Mark Aufträge vorlagen, ist diesmal bis zu dem selben Termin die Werthsumme tief unter die Hälfte des vorjährigen Betrages gesunken. Von der Diskontogesellschaft, von der Nothwendigkeit und Möglichkeit, die Schwebende Schuld zu fundiren, wird dem Publikum, das ja auch nicht Alles zu wissen braucht, einstweilen nichts erzählt. Was er weise verschweigt, zeigt uns den Meister des Stils. Uebrigens hat das Gerücht, Herr von Hansemann wollte sich noch intimer als bisher schon dem kölner Hause Oppenheimer verbünden, den Kurs von Diskonto-Kommandit neulich ein Stückchen in die Höhe getrieben.

Notizbuch.

Die Verbündeten Regirungen sollen die Absicht haben, die Arbeit der in der Hausindustrie und allen nicht in der Fabrik betriebenen Gewerben beschäftigten Kinder nach Zeit, Raum, Art zu regeln. Das wäre verständig. Auf diesem dunklen Gebiet herrschen Zustände, die der fern Stehende kaum ahnt. Nicht nur in Deutschland natürlich; doch leider auch in Deutschland. Da sieht es, in manchen Bezirken, nicht anders aus als im mährischen Industrierevier, über das der amtliche Bericht des Gewerbeinspektors eben gemeldet hat: „Kinder werden bei der Verfertigung von Knöpfen schon vom fünften Lebensjahr angefangen regelmäßig beschäftigt. In diesem zarten Alter, und zwar bis zum neunten Lebensjahr, besteht ihre Beschäftigung ausschließlich im Nähen. Da am Rande der Knöpfe eventuell siebenzig Nadelstiche neben einander gemacht werden müssen, so wirkt die anhaltende Beschäftigung nicht nur sehr nachtheilig auf die Gesundheit der zarten Organismen, sondern speziell sehr ungünstig auf das Sehvermögen der Kinder ein. Schon bei Tage sind die Arbeitstätten in Folge der Kleinheit der Fenster häufig ungenügend belichtet. Noch weit schlimmer aber steht es mit der künstlichen Beleuchtung; und leider werden die Kinder auch sehr oft, namentlich im Winter, wo es keine anderen Verdienste giebt, zur Nachtarbeit verhalten. Dann sitzen in der Regel mehrere Personen bei einer einzigen, irgendwo an der Wand befestigten Petroleumlampe kleinster Sorte beisammen und arbeiten bis in die Nacht hinein, häufig auch die ganze Nacht hindurch . . . Beim Löthen der Ringe werden nur ältere Kinder (vom zehnten Lebensjahr angefangen) verwendet; ihre Beschäftigung besteht aber hierbei in dem gesundheitschädlichen ‚Tunken‘, Das heißt: im Eintauchen der Ringe in das Löth, bei welcher Arbeit sich übelriechende Gase entwickeln . . . Müssen die Kinder an Schultagen vor und nach dem Unterricht zu Hause fleißig arbeiten, so wird daneben noch solchen Kindern, die wegen der größeren Entfernung ihrer Wohnstätten zu Mittag in der Schule verbleiben müssen, eine Anzahl von Ringen und der nothwendige Zwirn mit auf den Weg gegeben; nachmittags müssen sie dann die fertigen Knöpfe aus der Schule mit nach Hause bringen.“ Dabei beträgt der durchschnittliche Tagesverdienst solcher Kinder fünf bis acht Kreuzer und der mittlere Wochenverdienst einer vielköpfigen, angestrengt arbeitenden Familie schwankt zwischen einer Krone und zwei Gulden; eine höhere Wocheneinnahme als drei Gulden — fünf Mark — hat der Gewerbeinspektor in seinem Bezirk selbst da, wo die Fünfjährigen mitarbeiten, nirgends gefunden. Das steht nicht etwa in einer sozialistischen Tendenzschrift, sondern in einem amtlichen Bericht; und in der „blühenden“ Industrie, die er behandelt, sind während des Winters sechstausend Menschen beschäftigt, darunter mindestens zweitausend schulpflichtige Kinder. Und ähnliche Zustände sind in manchen deutschen Bundesstaaten zu finden, deren Fabrikanten mit Hilfe des hungernden Heeres ihrer Heimarbeiter auf den Weltmärkten glorreiche Siege erfochten haben. Wenn die Verbündeten Regirungen hier eingriffen und wenigstens die erwachsenden Geschlechter vor ruchloser Ausbeutung und mählicher Verkrüppelung schützten, dann dürften sie sich rühmen, wahrhaft nationale Politik zu treiben. Die Reichskommission für Arbeitstatistik, der, nach den trostlosen Tagen des hohenlohischen Marasmus, endlich wieder lohnende Aufgaben gestellt werden sollen, könnte ihnen auf diesem armen Boden die nützlichste Helferin sein. Und sähe der Heimarbeiter, der unter

allen Hörigen heute der Hilfloseste ist, daß auch an ihn der Staat sich zu erinnern beginnt, dann würde er bald vielleicht die sozialdemokratischen Parteiführer fragen, ob sie wirklich gar nichts Wichtigeres zu thun haben, als gegen den Zolltarif auf die Schanzen zu rufen und Hunderttausenden, für die selbst die winzigste Taglohnerhöhung werthvoller wäre als die Herabsetzung sämmtlicher Tarifpositionen, Spukgeschichten wie die zu erzählen, die in fettesten Lettern jetzt oft an der Spitze der Parteiblätter prangt: „Der Wuchertarif macht Brot und Fleisch zu Luxusartikeln, führt den Ruin ganzer Industriezweige, Arbeitlosigkeit und Elend aller Art herbei und ist eine neue Zuchthausvorlage, die durch den Hunger die Massen niederzwingen will."

* * *

Herr Max Martersteig schreibt mir:

„Die Wirkungen der durch Kabinetsordre nach dem Tode der Kaiserin Friedrich befohlenen Landestrauer sind besonders schädigend empfunden worden, da nicht wenige Theater- und Konzertunternehmer angesichts des geringen Restes der Sommersaison vorzogen, die Verträge mit dem künstlerischen Personal aller Art, wie es in den Theaterkontrakten vorgesehen ist, überhaupt zu lösen. Darum ist in der Presse aller Parteien unter dem Druck vieler Klagen der augenblicklich Betroffenen die prinzipielle Frage nach der Rechtmäßigkeit dieser und früherer Kabinetsordres reichlich erörtert worden. Man wies in leidlicher Uebereinstimmung darauf hin, daß die von 1797 stammende gesetzliche Verordnung, die eine vom Landesherrn zu bestimmende Landestrauer regelt, wie auch eine 1845 erlassene, die früheren Vorschriften mildernde Verfügung im Widerspruch zu der jetzt giltigen Verfassung stehen, die dem Monarchen das Recht versagt, aus eigener Machtvollkommenheit durch Verordnungen in die Erwerbsverhältnisse der Staatsbürger einzugreifen, wie es durch die Anordnung einer Landestrauer ohne Zweifel geschieht. Die Frage würde vor den Landtag gehören, da unmittelbare königliche und fürstliche Verfügungen an ‚Unterthanen' sonst keine Gerichtsinstanz haben. Was nun unter den heutigen parlamentarischen Verhältnissen in Preußen bei der Erörterung solcher Fragen herauskommt, ist männiglich bekannt. Aber auch im Volk selbst dürfte eine nicht unbeträchtliche Mehrheit dahin neigen, in dieser Frage, bei der ein von jedem Menschen heilig empfundenes Recht auf den unbehinderten Ausdruck verehrungvoller Pietät für Verstorbene mitspricht, das politisch-rechtliche Prinzip fallen zu lassen, wenn nur irgend das Bestreben sichtbar wird, aus der Trauerempfindung heraus sonst Noth und Schmerz eher zu lindern als noch zu mehren. Man war fast gewöhnt, die schwersten Folgen der Landestrauer durch freiwillig weise Einschränkungen der erlassenen Vorschriften abgewendet zu sehen: entweder milderte sie eine letztwillige Verfügung des Betrauerten, wie es zuletzt beim Kaiser Friedrich der Fall war, oder das trauernde Staatsoberhaupt verfügte aus eigener Initiative, nach dem ersten Abklingen des Schmerzes, eine Abschwächung der für viele Tausende verhängnißvollen Maßnahmen. Man erlaubte dann die verbotenen Veranstaltungen zwei oder drei Tage nach dem Todesfall wieder bis zum Tage der Beisetzung, der dann abermals in strenger Charfreitagsruhe begangen wurde. Das hatte man auch diesmal erwartet; und Betheiligte hatten nicht verabsäumt, ehrfurchtvoll um eine solche Milderung nachzusuchen. Statt aber, wie es doch unter allen Umständen zu erwarten gewesen wäre, dem lauten Klageruf vieler Tausende überhaupt von höchster Stelle eine Antwort zu erwirken, wurde offiziös kund und zu wissen gethan, daß die zuständigen Behörden — zu ihrem lebhaften

Bedauern natürlich! — sich außer Stande sähen, solche Anträge befürwortend weiter zu geben. Und dieser mannhaften Entschließung wurde als Ausschlag gebend die seltsame Begründung gefunden: daß diese Angelegenheit nicht nur des Königs Majestät angehe, sondern auch eine des englischen Königshauses sei . . . Es scheint, seit China dürfen wir nicht länger säumen, eine neue nationale Logik uns anzueignen. Denn von der anderen, von der gewöhnlichen Logik sieht man besser ganz ab. Seit mehr als hundert Jahren wird immer wieder geräuschvoll behauptet, in unserer Kunst, unserer Musik und unserem Theater hätten wir der Kultur höchste Blüthen zu verehren und Kunst, Musik — und die deutsche Schaubühne vor Allem — wirkten erzieherisch auf der Menschheit seelisches Theil. Stirbt aber ein dem Königshause Angehöriger, so sperrt man die Tempel dieser Künste zu, damit ernst gestimmte Herzen am Bier- und Skattisch Erhebung suchen".

* * *

Wenn dieses Heft in den Händen der Leser ist, wird in Gumbinnen das Oberkriegsgericht seinen Spruch über die Unteroffiziere Marten und Hickel gefällt haben, die beschuldigt waren, den Rittmeister von Krosigk ermordet zu haben. Auch uniformirte Richter haben das Recht freier Beweiswürdigung; und nach den zahllosen Verurtheilungen, die Strafkammern und Geschworene auf das schwanke Gerüst zweideutiger Indizien gestützt haben, hätte die für den preußischen Richter schon seit Lassalles Tagen höchlich begeisterte Presse keinen Grund zur Rüge, wenn Marten als Mörder verurtheilt wäre. Die Berichte über die ersten Verhandlungtage mußten in jedem unbefangenen Sinn den besten Eindruck machen. Auffallen und Bedenken erregen konnte eigentlich nur, daß die Angeklagten vor der Vernehmung wichtiger Zeugen oft aus dem Saal geführt wurden. Das hätte die bürgerliche Strafprozeßordnung verboten. Und für die Behauptung, seit der Verhandlung vor der ersten Instanz seien neue Verdachtsmomente gefunden worden, die trotz dem Freispruch die Fortdauer der Haft Hickels rechtfertigten, ist nicht der geringste Beweis erbracht worden. Die Haltung des Gerichtshofes aber verdient uneingeschränktes Lob. Keine Spur einer Uebermacht des Vertreters der Anklagebehörde. Kein Versuch, das Bild des Ermordeten frisch zu firnissen und, wenn diesem Mühen Hindernisse bereitet werden, die lästige Oeffentlichkeit auszuschließen. Weder Sentiments noch Suggestivfragen. Nirgends eine der Vertheidigung errichtete Schranke. Und keine nach Titel und Charge unterscheidende Behandlung der Zeugen, deren Reihe doch vom Divisionär bis zum Stallburschen hinabreichte. Was ich nach der ersten Verhandlung den Zeternden zurief, kann ich heute noch nachdrücklicher nur wiederholen. Die militärische Strafrechtspflege ist in Deutschland nicht um ein Jota schlechter als die bürgerliche, ist vielleicht sogar besser. Denn es ist nicht der Beruf, das bezahlte Alltagsgeschäft der Offiziere, Menschen zu richten. Ein Gerichtstag ist etwas Außergewöhnliches in ihrem Leben, stimmt sie ernster, läßt sie, namentlich da, wo es sich um Verbrechen handelt, die Wucht der auf ihnen lastenden Verantwortung tiefer empfinden als den geplagten Landgerichtsrath, der dreimal in jeder Woche judizirt, Menschen ins Gefängniß, ins Zuchthaus schickt und an den Zwischentagen Verfahren eröffnet, Referate zimmert, Beschlagnahmen und Verhaftungen beschließt. Nie sollte das Richten zum Geschäft werden; und kein verständiger Mensch sollte wünschen, der hastige Großbetrieb unserer bürgerlichen Urtheilfabriken möge künftig auch dem Heer die Rechtssprüche liefern.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur i. Vertr.: Max Martersteig in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.